BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Smidt, Heinrich,

Eine Fahrt nach Helgoland und die Sagen der Niederelbe

Berlin 1839

P.o.germ. 1386 rg
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120291-2

P. o. germ.
1386
79

P.O. germ.
1386 rg

Smidt

35(1)

. O. germ.
1386 rg

Eine

Fahrt nach Helgoland

und

die Sagen der Niederelbe.

Von

H. Smidt.

Berlin, 1839.

Voss'sche Buchhandlung.

14 B

P. o. germ. 1386 rq Smist

Eine

Fahrt nach Helgoland

und

die Sagen der Niederelbe.

Von

Heinrich Smidt.

Berlin, 1839.

Voss'sche Buchhandlung.

Motto.

Grün ist das Land,
Roth ist der Rand,
Weiss ist der Strand;
Das sind die Zeichen von Helgoland.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Seinen lieben Reisegefährten,

Herrn Johann Ludwig Schultz

und

Herrn Carl Ludwig Schüttler

als ein Zeichen aufrichtiger Freundschaft

gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Diese „Fahrt nach Helgoland" ist ein kurzer, aber treuer Abriss einer Reise nach dieser Insel, wie sie im Laufe der Sommer-Monate, von Hamburg aus, von Tausenden dahin unternommen wird. Ich habe in derselben keine topographische, statistische und ökonomische Berichte gegeben, sondern die einzelnen Erlebnisse, wie sie mit geringen Variationen jedem Reisenden begegnen, so unterhaltend als möglich zu erzählen gesucht, und hoffe somit diesem Büchlein soviel Reize verliehen zu haben, dass es Demjenigen der dort war, ein „freundliches Denkbüchlein

der Erinnerung" bleibe, — in denjenigen aber, die diese seltsame Insel noch nicht sahen, die Sehnsucht nach einem Ausfluge dahin erwecke. In einer Zeit, wo Eisenbahnen, Dampfschiffe und Schnellposten sich die Hand reichen, um einen Reisenden an die entferntesten Orte zu befördern, ist es ja ein geringes, diese Sehnsucht zu stillen, und sich aus dem fernsten Binnenlande dahin zu versetzen, wo die Wogen des Meeres die Bollwerke des Festlandes erschüttern.

Ob ich diese meine neueste Arbeit nicht für ganz misslungen halten darf? Der nachsichtsvolle Leser, der meine Bestrebungen schon so oft mit seiner Theilnahme beehrte, sei Richter.

H. Smidt.

I.

Der Patriot.

Der Patriot.

Während der Sommer-Monate sieht man in Hamburg an jedem Freitage eine grosse Zahl elegant gekleideter Damen und Herren nach dem Stubenhuk eilen. Was suchen die geschäftslosen Elegants in dieser Gegend, wo sonst nur Schiffsmakler, Everführer, Matrosen und Quartiersmänner anzutreffen sind? Sie begeben sich nach dem Comptoir der Hamburger Dampfschifffahrts-Gesellschaft, um sich, je nachdem „die Elbe“ oder „der Patriot“ fährt, Karten für die Fahrten nach den Elb-Stationen und nach Helgoland zu lösen. An jedem Sonnabend Morgen mit dem Schlage sieben wird die „Reise über See” angetreten und dann wimmelt das Verdeck des Dampfboots von fröhlichen Menschen.

Die Elb-Dampfböte haben ihre Stationen bei'm Jonas, an Kleudgen's Werft. Hier liegen „die Elbe,” „der Patriot” und „das Haarburger Dampfschiff.” Das letzt-

genannte ist eine Hanoversche Angelegenheit, und gehört somit zur Geschichte des Tages. Es wird also Niemanden befremden, hier einige Worte über dasselbe gesagt zu finden. Wie ist es doch möglich, dass inmitten aller nur denkbaren Eleganz, ein so widerwärtiges Fahrzeug, wie das Haarburger Dampfboot es ist, existiren kann? Alles was mit Zierlichkeit, Bequemlichkeit und Reinlichkeit nur irgend in direktem Widerspruche steht, ist am Bord desselben gewiss zu finden. Gleichgültigkeit und Unhöflichkeit sind die Merkmale der Besatzung; von einer Bedienung ist nicht die Rede; Jeder muss sein eigener Aufwärter sein, und glücklich ist der zu preisen, der einen Sitz findet, auf welchem er, ohne Gefahr seine Kleider zu verderben, Platz nehmen kann. Diese Inconvenienzen kommen daher, weil dieses Schiff die Haarburger privilegirte Dampffähre ist, mit der Niemand in Concurrenz treten darf. Privilegium ist ein Wort, das jede Verbesserung im Keim erstickt! Den Reisenden, die sich dieser Gelegenheit bedienen mussten, gereiche es indessen zum Trost, dass das Kleudgen'sche Privilegium binnen Jahr und Tag abgelaufen ist, dass es nicht wieder erneuert wird, und dass bereits zwei andere Fahrzeuge gebaut werden, die alle Ansprüche befriedigen sollen, welche der Reisende zu machen berechtigt ist.

Wie ganz anders erscheinen dagegen die „Elbe" und der „Patriot!" Sie sind ausschliesslich zur Lustfahrt bestimmt, und man sieht es ihnen auf dem ersten Blick an, dass sie gar keine andere Bestimmung haben können. Die schönen und regelmässigen Verhältnisse in dem Rumpf derselben, machen dem kundigen Hamburger Baumeister alle Ehre; sie sind den besten Meisterstücken England's und Amerika's ungescheut an die Seite zu stellen.

Man sieht es den beiden Schiffen an, dass sie die Zöglinge wohlhabender Männer sind, denn der Reichthum der Ausstattung ist nicht geringe. Aber die Hand, die sie schmückte, war nicht blos freigebig, sie wusste ihre Gabe auch mit Geschmack anzuwenden, und nirgends, wohin man auch den Fuss setzt, wird man Ursache haben, auszurufen:

„Die Grazien sind leider ausgeblieben!"

Ein ordnungsliebender „Reisender über See" wird seine Effekten bereits am Nachmittage vor der Abfahrt an Bord bringen, und hat dann die beste Gelegenheit, sich das Schiff zu besehen, dem er sein kostbares Leben anvertrauen will.

Bemerkt zuerst das Quarterdeck, welches ausschliesslich für die Passagiere des ersten Platzes bestimmt ist. Es erstreckt sich von dem äussersten

Ende der Galerie bis zum Schornstein und bietet einen weiten Raum dar. Eine Bank läuft längs der ganzen Galerie zu beiden Seiten des Quarterdecks und quer über dasselbe am Heck. Hier, am letztbeschriebenen Ort, und zwar an der Steuerbords- (der rechten) Seite, möge der geneigte Leser bei der Abfahrt zunächst Platz nehmen, denn von hier aus wird sich seinen Blicken das reizendste Panorama entfalten.

Wo der Raum des ersten Platzes ein Ende hat, steht die Küche, die für Alle ein Gegenstand fröhlicher Hoffnung ist, aber für Manche, die um die ersehnte Mahlzeit kommen, ein Quell bitterer Täuschungen wird, ein Fall, der oft eintritt, wenn zweihundert Passagiere zugleich speisen wollen. Aus diesem Grunde halte ich auch das Speise-Zimmer, das sonst billigen Anforderungen entspricht, für zu klein, indem es kaum den zehnten Theil derer zu fassen vermag, die einer Restaurirung bedürftig sind. Die Passagiere des zweiten Platzes sind vor die Spille, in das sogenannte Schafhock verwiesen, wo ihnen ein nur sehr geringer Spielraum gegeben ist, den sie mit einer unter demselben befindlichen Kajüte beliebig vertauschen können, worin der Aufenthalt unbedingt vorzuziehen ist; indem sie, bedeutend enger, als der Platz im Freien, unmöglich so vielen Unannehmlichkeiten Raum gewähren kann.

Die grosse Hauptkajüte kann dem zierlichsten Gesellschaftssaal an die Seite gestellt werden, und wird gewiss die eigensinnigsten Ansprüche befriedigen. Alles ist Sauberkeit und Eleganz, nirgends ein Stäubchen, nirgends etwas Unschönes. Ueberall geniesst man aus den Fenstern eine unbeschränkte Aussicht auf den Strom und die Elbufer, überall begegnet man freundlichen Gesichtern, die unsere Freude theilen, und zu denen man sich unwillkührlich hingezogen fühlt, weil sie mit uns gleiche Absichten und gleiche Zwecke haben.

Zunächst an diese Kajüte gränzt eine kleinere, die ausschliesslich zum Gebrauche für die Damen bestimmt ist, und mit der grössern an Eleganz wetteifert, ja sie zum Theil übertrifft. Aber die Damen, dem Prinzip der Geselligkeit huldigend, benutzen sie erst dann, wenn unruhige See die Toilette derangirt hat, oder, — im Fall diese Bemerkung nicht für unhöflich gilt, — wenn sie seekrank werden.

An der Stelle, wo sich auf dem Verdeck der erste Platz von dem zweiten trennt, erhebt sich eine circa zehn Fuss hohe Brücke, die von dem Steuerbord nach dem Backbord (von der rechten nach der linken Seite) quer über das Schiff führt. Jedermann ist gebeten, dieselbe zu meiden, sie ist zur ausschliess-

lichen Benutzung dem Capitain überwiesen, der von hieraus mit einem Blick das ganze Schiff beherrschen kann und zugleich seine Befehle ertheilt.

So ist das Schiff beschaffen, das uns der Nordsee zuführen wird, und dem wir so viele frohe Stunden danken werden. Während wir uns überall umsehen, ist das von uns an Bord gebrachte Gepäck gehörig verstauet, und wir kehren bis morgen früh an's Land zurück.

Wäre es doch erst morgen früh! —

II.

An Bord! An Bord!

II.

An Bord! An Bord!

Früh um sechs Uhr muss man sich am Sonnabend Morgen nach Kleudgen's Werft am Jonas begeben, um die Zurüstungen zu beschauen, die der Abfahrt des Dampfbootes vorangehen. Wir gelangen hinter der „Elb-Erhohlung" auf den Weg, der zur Haarburger Dampffähre führt, und finden die Strasse, die uns abwärts zum Strande geleitet, bereits mit Wagen aller Art bedeckt, aus welchen von der Morgenluft gerö-thete Gesichter schauen, deren belebte Züge Freude und Erwartung verkünden. Ein tiefblauer Himmel glänzt auf sie herab, und verkündet eine fröhliche Fahrt. Jetzt lenkt der Fuhrmann um die letzte Ecke und ein leichter Ruf des Erstaunens wird hörbar, denn wir sind am Ziele und vor uns liegt die stille Majestät des Elbstroms.

Ein Passagier verlässt seine Droschke und sucht so schnell als möglich an Bord zu gelangen. Es ist

noch länger als eine Stunde bis zur Abfahrt, aber er sieht den Schornstein rauchen, was dem Unkundigen stets für ein Zeichen der schleunigen Abfahrt gilt, und mit lautklopfendem Herzen eilt er, aus voller Kehle: „Halt! Halt!" schreiend, mit weitwegstrebenden Beinen dem Schiffe zu. Aber ein Labyrinth von Koffern, Mantelsäcken und andern Reise-Utensilien versperrt ihm die gerade Strasse, und er ist genöthigt, bald rechts, bald links zu laufen, um einen Durchgang zu erzielen; ja er muss sogar eine Strecke wieder zurück, weil sich ihm unübersteigliche Hindernisse entgegenthürmen; er durchmisst sie mit rückwärts gewendetem Kopf, denn das Schiff lässt er keinen Augenblick aus den Augen, er achtet es nicht, wenn er von einem stämmigen Jollenführer beiseite geschoben wird, entschuldigt sich kaum, wenn er über die zarten Füsse einer Dame hinrennt, die halb ohnmächtig in die Arme ihres Begleiters sinkt, und gelangt endlich schweisstriefend auf die Brücke, von welcher er, vor sich hinstolpernd, auf das Verdeck niederschlägt.

Ich nehme am Steuerbord, zunächst der Galerie, auf der vorhin bezeichneten Bank Platz, und übersehe von hier aus das Verdeck und den Landungsplatz. In dem dichten Gewühl, das sich auf dem letztern ausbreitet, bilden sich viele interessante Gruppen, die einen

um so eigenthümlicheren Anblick gewähren, als man von dem Babylonischen Sprachgewirr nur abgerissene Worte versteht.

Bis jetzt sieht man nur noch einzelne Gestalten auf dem Verdeck umherwandeln, sie überfliegen mit aufmerksamen Blicken die leichte Takelage, und die ganze übrige Einrichtung, nicken ab und zu beifällig mit dem Kopfe, schütteln öfter das weise Haupt und gehen sinnend auf und ab. Diese weisen Leute, die so auffallend die Miene eines Kenners zur Schau tragen, verstehen in der Regel nicht das Geringste vom Schiffswesen, denn der wirkliche Kenner hat das Alles nach dem ersten flüchtigen Ueberblick wohl aufgefasst.

Ein Anderer begiebt sich, so wie er das Verdeck betreten hat, in die Restauration und erkundigt sich mit umständlicher Genauigkeit, was es zur Mittagszeit für Speisen giebt, er bestellt nach bedächtiger Auswahl, voll Hoffnung, der kaum aufhorchende Steward werde ihn zu der angegebenen Stunde unter den zweihundert Passagieren leicht herausfinden; dann betritt er die Kajüte, lehnt einen Stuhl gegen die Tafel, und spricht selbstzufrieden: „Das ist der beste Platz; hier werde ich speisen! Punkt drei Uhr!"

Mitten aus dem Chaos ragt eine hohe, in einen leberfarbenen Oberrock geknöpfte Gestalt hervor. Auf

dem Kopfe prangt ein weisser Strohhut und unter dem Arme glänzt ein rothseidener Regenschirm. Mit diesem stösst Mylord einen Jokey vor sich her, der unter der Last eines schweren Mantelsackes keucht, folgt dem Schweisstriefenden mit gravitätischen Schritten und geht, ohne sich irgend aufzuhalten, in die Kajüte. Hier streckt er sich, der Länge nach, auf die Bank, er liegt kerzengrade, unbeweglich, das nichtssagende Auge an die Decke geheftet, und wird diesen Platz nicht eher verlassen, bis der Anker, im Angesichte Helgolands, in die Tiefe hinabrauscht.

Allmählig füllt sich das Verdeck; die Bänke zu beiden Seiten sind besetzt und der Berg von Feldstühlen, der in der Nähe des Steuerruders aufgethürmt ist, schmilzt zu einem winzigen Häuflein zusammen. Unerwartet treffen sich Bekannte aus den entlegensten Gegenden, und Geschäftsmänner, die sonst nur von Einfuhr-Listen und Cours-Notirungen mit einander sprechen, geben sich hier ein harmloses Rendezvous. „Ich will von Geschäften nichts wissen," sagt ein solcher Mann nach der ersten Begrüssung zu seinem Freunde, „aber nehmen Sie doch beiläufig Notiz von dem neuesten Frankfurter Courszettel, den ich Ihnen hier vorlege und urtheilen Sie nach dieser Probe Candis, ob ich denselben mit Drei und ein Quart zu theuer bezahle."

An Bord! An Bord! — Es ist in Wahrheit die höchste Zeit! Schon hat die Thurmuhr von Sanct Michael das dritte Viertel nach Sechs geschlagen, und die Matrosen bereiten Alles zur bevorstehenden Abreise; die Kabeltaue werden gelöst, und der Patriot wird nur noch durch eine leichte Trosse gehalten.

Allmählig ist der Platz vor dem Fährhause von Menschen gesäubert; die Mäntelsäcke, die Koffer sind verschwunden, und einzelne Spätlinge eilen noch im Sturmschritt heran. Das Verdeck ist mit Menschen besäet, denn zweihundert Passagiere füllen einen bedeutenden Raum, und es gehört keine gewöhnliche Taktik dazu, jetzt noch einen Sitzplatz zu erobern.

Es schlägt sieben Uhr! Und kaum ist der letzte Schlag verhallt, als das Läuten mit der grossen Schiffsglocke beginnt. Sie tönt weithin über den Hafen, und ist ein warnendes Signal für die Säumigen.

„Nun geht es los!" rufen die fröhlich Gestimmten und die Ungeduldigen fügen hinzu: „Wie lange währt denn das langweilige Gebimmel?"

Da erscheint in weiter Perspective eine Gruppe, die einen Maler mächtig reizen müsste. Voran schreitet ein langer, hagerer Mann, schweisstriefend und aus vollem Halse schreiend: „Halt auf! Halt auf!" In der einen Hand hat er ein grosses weisses Tuch,

womit er unaufhörlich winkt, in der anderen einen Korb, der vermuthlich einige solide Lebensmittel birgt und aus welchem der Hals einer Weinflasche neugierig hervorschaut. Hart auf den Fersen ist ihm eine Dame, vermuthlich seine Frau. Sie ist etwas corpulent und hat nicht wenig Mühe, mit dem schnellfüssigen Gemahl gleichen Schritt zu halten. Die Bänder ihrer Haube haben sich gelöst, und wehen, wie zwei stattliche rothe Wimpel um ihr Haupt. An jeder Hand führt sie einen Beweis des Muttersegens, nämlich zwei pausbäckige Knaben, die ihre kreischenden Stimmen mit der ihres Vaters mischen, um, wo möglich, die Minute der Abfahrt zu verzögern. Aber die Brücke ist schon eingezogen, das Läuten hat aufgehört, die Trossen sind gelöst, und das Schiff fliegt dahin, während ein lautes Gelächter der Passagiere die Zurückgebliebenen verhöhnt. Der Mann ist zur Salzsäule erstarrt, der Proviantkorb entsinkt seiner Hand; Madame lässt die aufkreischenden Kinder fahren und schlägt die Hände über den Kopf zusammen, während ein lautes Hurrah vom Ufer aus, die Scheidenden geleitet.

III.

Elb-Panorama.

III

Elb-Panorama.

Hinter dem Spiegel des Schiffes breitet sich die Hafenlinie aus, und hat dem Beschauer einen ergötzlichen Anblick gewährt; - jetzt entfernt er sich immer weiter und die vorhin so scharf hervortretenden Umrisse der einzelnen Schiffe werden schwankender, die Farben fliessen in einander und bald sieht man nur eine dunkle, unförmliche Masse.

Die Vorstadt St. Paul fliegt an uns vorüber, wir sehen einen bewegten Strand. Auf den Schiffswerften ist ein reges, thätiges Leben, und das ganze Ufer mit Böten und grösseren Elb-Fahrzeugen bedeckt, die eine Fortsetzung des Hafens zu bilden scheinen. Inmitten dieses lebendigen Verkehrs, der durch die verschiedenartigsten Volkstrachten einen ganz eigenthümlichen Charakter annimmt, ruht das Auge mit Wohlgefallen auf dem Rumpf eines Schiffes, der auf dem festen Lande liegt, und aus dessen Kanonenpforten und Kajütsfenstern freundlich-lachende Gesichter sehen. Es ist der

„Schiffs-Pavillon", eine aufgelegte Fregatte, zum Kaffehause eingerichtet, und stattlich aufgeputzt; wohin die frohen Uferbewohner eilen, um am Bord ein Beefsteak zu essen und eine Flasche Porter zu trinken.

Wir aber können diesem angenehmen Ruheplatz für jetzt nur einen flüchtigen Blick gönnen, denn schon haben wir die Vorstadt St. Paul im Rücken, und vor uns breitet sich Altona aus. Du liebe, schöne, reizende Stadt, mit deinen zierlichen Häusern, deiner holländischen Reinlichkeit und deiner paradisischen Umgebung. Wie lieblich, wie wohlthuend ist der Eindruck, den dein Anblick auf den Fremden hervorbringt! — Terrassenförmig steigt sie die Höhe, an welcher sie liegt, hinan, und die Häuser der Pamaille, die Wohnungen der Altonaer Patrizier-Geschlechter, blicken mit vornehmer Grandezza auf den Strom. In ihrem Hafen ist ein reger, lebendiger Verkehr, und wer die hohen, achtstöckigen Speicher sieht, die hier in die Elbe hineingebaut sind, wird mit einem Blick erkennen, dass Hamburg in früheren Zeiten Grund genug hatte, die muthig aufstrebende Nebenbuhlerin zu fürchten, und ihren Wachsthum zu hindern. — Aus dieser Zeit schreibt sich auch das alberne Mährchen her, als ob die Hamburger die neu aufblühende Stadt, die ihnen „all' zu nahe" lag, getauft, und ihr den Namen Altona

gegeben hätten. Spottsucht und Unwissenheit haben sich nicht gescheut, diese Fabel zu verbreiten, und ihr selbst in wissenschaftlichen Werken Eingang zu verschaffen, während sie nicht sehen wollen, was doch wirklich so nahe liegt: dass Altona an einem jetzt versandeten Flüsschen, vormals „die alte Au" genannt, erbaut wurde, woraus nun der Name sogleich genügend erklärt ist. Altona führte seinen Namen bereits als Fischerdorf, also lange vorher, ehe Hamburg irgend eine Ursache haben konnte, es zu fürchten, und mit einem Spottnamen zu belegen. — Mitten im Strom und im Angesichte der Stadt liegt ein wohlgetakelter Schooner, und das kundige Auge erkennt bald das Kriegsfahrzeug, das hier als Wachtschiff stationirt ist. Die Königsflagge weht von seiner Gaffel, der königliche Wimpel vom grossen Mast und mit lautem Kanonendonner weckt er am frühen Morgen die Bewohner der Stadt; auf eine gleiche Weise kündigt er die beginnende Nachtruhe an.

Wir fahren weiter, und vor uns entfaltet sich der Juwel der Altonaer, der Rainville'sche Garten in seiner ganzen Pracht. Wem es vergönnt war, hier die Frühstunden, oder einen Abend zu verträumen, hat einen Genuss gehabt, der den reichsten Naturgenüssen an die Seite gestellt werden kann. Aus dem frischen

Grün der Bäume ragt das palastartige Haus hoch empor; die zierlichen Pavillons schauen neugierig durch blüthenreiche Gebüsche, und die schattigen Gänge öffnen plötzlich eine kaum gealmte Fernsicht. Das Auge schweift über den dahinrauschenden Elbstrom, und die jenseitigen reichen Hanoverschen Niederungen, bis der Beschauer in einem laubbedeckten Höhenzug am fernen Horizont endlich einen Ruhepunkt findet.

Unaufhaltsam eilt das Dampfschiff auf seiner Bahn fort, und fliegt an dem hohen Elbufer vorüber. Von dem Gipfel desselben schauen die Prachtvillen der Altonaer und Hamburger hernieder, und der kundige Reisende nennt die Namen der glücklichen Besitzer. Donner! Salomon Heine! Rücker! Wübbe! Jenisch! Und an jeden dieser Namen knüpft sich die Geschichte von dem wachsenden Reichthum eines mächtigen Handlungshauses, und eine Fülle von ergötzlichen Anekdoten, die über den Charakter des Besitzers einigen Aufschluss geben, oder seine Launen und Sonderbarkeiten bezeichnen sollen.

Aber während der Reisende diese stolzen Sommer-Residenzen, die mancher Länder-Gewaltige dem einfachen Handelsmann beneidet, anstaunt, wenden wir uns dem Strande zu, auf welchem sich zwei Fischerdörfer ausbreiten: „Neumühlen" und „Oevelgönne." Die klei-

nen Häuser lehnen mit der Rückwand an den ziemlich steil aufsteigenden Berg, und schauen mit ihrer, in hellen Farben glänzenden Front nach dem Strom. Vor demselben breiten sich sorgsam gepflegte Blumengärtchen aus, und diese sind von schattigen Bäumen umkränzt. Die Bewohner dieser liebreizenden Dorfschaften haben sich, gleich den Blankenesern, fast ausschliesslich dem Fischer- und Lootsenstande gewidmet, und ahmen den Holländern in Sitten und Gebräuchen auf eine fast sklavische Weise nach. Dem Schurken, der sie, auf eine boshafte Art, um einen einträglichen Verdienst, oder um einen Theil ihres Vermögens bringt, können sie vergeben, aber der Leichtsinnige, der mit schmutzigen Stiefeln durch ihre weissgewaschenen Stuben rennt, hat ihr Zutrauen verloren, und wird von da ab immer vor der Hausthür abgefertigt.

Woher der Name Neumühlen kommt, ist nicht mit Gewissheit zu erweisen; wahrscheinlich führt der Ort ihn von den dort vor mehr als einem Jahrhundert angelegten Wassermühlen, die noch jetzt dort vorhanden sind. Der Name Oevelgönne aber ist Niederdeutschen Ursprunges und will nichts weiter sagen, als übel oder ungern gegönnt, da die Bewohner desselben das wenige Terrain, das sie besitzen, dem Elbstrom mühsam haben abringen müssen, eine Behauptung, die noch

heutiges Tages durch die hohen Bollwerke, die längs dem Ufer hinlaufen, sattsam erwiesen ist.

Jetzt erblicke ich den Park von Flottbek mit seinen schattigen Eichen und Buchen, und mitten in demselben den Palast, den sich der Besitzer dieses romantischen Ortes erbauen liess. Dies ist ein Lieblings-Aufenthalt der Altonaer und Hamburger schönen Welt, und vor dem Hause des dortigen Beckers wird das Auge von einem Flor eleganter Damen überrascht, die hier das herrliche Elb-Panorama geniessen, vorzugsweise an solchen Tagen, wenn der beliebte Harz-Verein die Walzer von Strauss und Lanner spielt.

Allmählig steigt die Hügelkette, die sich bei Flottbek zum Niveau der Elbe herabsenkt, wieder empor und auf der Höhe wird das Dorf Nienstädten sichtbar. Von freundlichen Landsitzen umgeben, erhebt sich, inmitten eines Blumengartens, die Kirche, deren weitschauender Thurm dem Schiffer schon von weitem als treuer Leitstern dient. Unter den ehrwürdigen Linden ist ein einfaches Grab. Darin ruht ein wunderliebliches Mädchen, die goldene Leier in der erstarrten Hand, den unvergänglichen Lorbeer um die bleiche Stirn. Minna Brandes hiess die liebliche Künstlerin, die zu ihrer Zeit der Stolz der deutschen Bühne war; das Glück schüttete seine reichsten Gaben vor

ihr aus, sie aber starb am gebrochenen Herzen. Nicht weit von dieser Ruhestätte, hart am Bergabhange, werdet ihr zwischen zwei alten Eichen ein niedriges Häuschen bemerken, das nur selten die Aufmerksamkeit des Fremden erregt. Und doch ist es, trotz seines baufälligen Ansehens, die denkwürdigste historische Reliquie dieses Ortes, denn hier lebte, aus der Heimath vertrieben, der weise Hugo Grotius und schuf in ländlicher Abgeschiedenheit die unvergänglichen Werke seines Geistes.

Immer höher wachsen die Hügel aus der Elbe empor, zwischen ihnen dehnen sich weite Thäler aus und wir haben Blankenese erreicht. Wer gerne den Ursprung aller Dinge wissen will, möge erfahren, dass dieser Name die „blanke Nase" bedeutet, womit der höchste der kahlen Sandberge vorzugsweise bezeichnet wurde, der sich wahrhaft naseweis in den Strom hineinschob. Dieser Name ist dem Ort geblieben, bis auf den heutigen Tag, aber er passt nicht mehr, denn der Sand ist fast gänzlich verschwunden, ein Garten reiht sich an den andern, und in jedem derselben erhebt sich eines der spiegelblanken Häuschen, die in grösster Regellosigkeit, aber unbeschreiblich malerisch, an den Bergen gruppirt sind. Und während auf den Höhen diese Wohnungen ihren Besitzern ein

harmloses Asyl bieten, seht ihr unten am Strande ihre schmalen, schwarz angestrichenen Ever liegen, von deren hohen Masten die langen Netze herabwallen, das untrüglichste Wahrzeichen, welchem Dienst diese Fahrzeuge gewidmet sind. Mit kühnem Muthe gehen diese rüstigen Fischer, trotz Frühlings- und Herbststürmen in die offene See, und versenken ihre Netze, um einen ergiebigen Fang zu thun, oder sie fliegen, bis über Texel hinaus, und noch weiter, den ankommenden Schiffen entgegen, um sie mit einem kundigen Lootsen zu versorgen. Das sind die beiden Gewerbe, die dem Blankeneser sein Auskommen sichern, und ihm, seiner beharrlichen Ausdauer wegen, den Ruf eines kühnen, unerschrockenen Seemanns verschafft haben. Aber in früherer Zeit wurde ihm noch ein anderes Gewerbe zur Last gelegt, nämlich das sogenannte Büt'- oder Beute machen, indem er sich das Herrenrecht über gestrandete, oder dem Stranden nahe Schiffe anmasste, und von der Ladung derselben soviel als nur möglich, — aber blos für eigne Rechnung — barg. Ob dies in der That gegründet ist, wer kann es wissen? Der Refrain eines alten Liedes, das sich unter den Strand-Bewohnern erhalten hat, scheint darauf hinzudeuten:

Viet! Viet! Viet!
Noch is dat Tid!
Büt', Büt', Büt'!
Is um de Süd! *) —

Und inmitten dieser einfachen Fischer-Wohnungen thront auf seinem stolzen Landsitze der Altonaer Patrizier, der reiche und handelsmächtige Kaufmann Baur, dessen Flaggen auf allen Meeren wehen und dessen Saumrosse jede Strasse ziehen. Dieser reiche und grosse Garten mit seinen Tempeln, Thürmen und kostbaren Gewächshäusern, der dem Publikum bereitwillig geöffnet wird, hat nicht nur eine Europäische Berühmtheit erhalten, auch jenseits des Oceans erzählt man sich von seinen schattigen Gängen, seiner verschwendrischen Blumenfülle und seinen bezaubernden Fernsichten. Und doch störte bis vor kurzer Zeit eine Disharmonie diese Anlage, und hinderte, dass sie ein vollkommenes Ganzes wurde. Der Garten war ursprünglich nur klein, durch Erwerbung der rechts und links befindlichen Grundstücke gedieh er zu seiner jetzigen Grösse. Aber inmitten der neu entstandenen

---

*) **Veit! Veit! Veit!**
Noch ist es Zeit!
Beut', Beut', Beut',
Ist im Süden nicht weit!

Herrlichkeit lag ein kleines Fischerhaus, von hohen Bäumen beschattet, und vor demselben ein einfaches Gärtchen. Da sandte der reiche Handelsherr seinen Agenten, der musste sprechen zu dem Besitzer des Häuschens: „Gieb mir deine Hütte und den Boden, worauf sie steht; sie hindert mich, die letzte Hand an mein Kunstwerk zu legen; ich will dir dafür bezahlen, was du forderst." — Jener antwortete dagegen: „Euer Herr ist ein grosser und mächtiger Kaufmann und ich bin nur ein armer Fischer. Aber dies Haus zu kaufen, reicht sein Geld nicht aus. Hier starb mein Grossvater und mein Vater, hier habe ich meine Kinder geboren werden sehen, hier will ich sie segnen, damit sie eines gleichen Glückes theilhaftig werden, und dann sterben, in derselben Kammer, wo meine Väter gestorben sind!" — Umsonst kehrte der Agent wieder und verdoppelte sein Gebot, umsonst liess der reiche Bauherr ihm ausser dem Gelde ein anderes, weit schöneres Haus bieten, er blieb bei seiner Weigerung und sagte nur: „Ich kann nicht, lieber Herr; ich halte es für Sünde, das Erbtheil meiner Väter für einen Reichthum hinzugeben, der für mich von keinem Nutzen ist; der einzige Trost, den ich noch für die wenigen Tage meines Lebens habe, ist die Hoffnung, auf derselben Stelle zu

sterben, wo mein Vater starb." Der Agent verliess ihn, und der Garten blieb unvollendet. Jedermann schrie und erklärte den Fischer für einen dummen Teufel, für einen ungeschliffenen Kerl, der nicht mit Leuten umzugehen wisse, ich aber finde in der eisernen Beharrlichkeit dieses alten Mannes, und in der Liebe, die er für die heimische Scholle gefasst hatte, einen lebendig sprudelnden Quell der Poesie, der mich stets mit Entzücken erfüllt hat.

Nun liegt auch Blankenese hinter uns, die letzte und höchste Anhöhe, der sogenannte Kösterberg, auf dessen Spitze der See-Telegraph errichtet ist, bleibt zurück, und wir fahren jetzt längs einer Kette sandiger Hügel hin, die jede Aussicht oder vielmehr Einsicht in das Innere des Landes verhindern. Nur eine einzige Oase unterbricht die einförmige Scenerie; es ist ein kleiner Werft, in deren Nähe einige Baumpartien sich erheben. Diese Gegend führt jetzt den Namen nach dem dermaligen Besitzer „zum kleinen Heyn" aber schon vor vielen, vielen Jahren war sie von einem flüchtigen Dänischen Grossen bewohnt, und eine grauenerrregende Sage knüpft sich an den Namen Erik Banner, die ich unter dem Namen „Weltfreden" *)

*) Siehe Seenovellen. Erzählungen Burkhardt des Steuermanns. 2r Bd. Frankfurt a. M. bei Sauerländer. 1838.

zu erzählen versucht habe. Aber diese Monotonie dauert im glücklichsten Falle nur eine Viertelstunde, dann senken sich plötzlich die sandigen Höhen, und eine grünende Bucht taucht vor uns auf, dessen üppige Vegetation ungemein wohlthätig auf das Auge wirkt. Im Vordergrunde, am Berges-Abhange, liegt das Dörfchen Schulau mit seinen kleinen, gesegneten Werften, und im Hintergrunde schliesst der hohe Kirchthurm von Wedel den Prospekt. Sagen wir vielmehr, schloss: Denn im Späthherbst 1837 ward ein grosser Theil des Fleckens, sammt dem Thurm, ein Raub der Flammen. Damals wurden die Bewohner des Elbufers zuerst inne, von welchem unberechenbaren Nutzen die Telegraphen-Linie sei, denn binnen wenigen Sekunden war die Nachricht von der Feuersbrunst bis nach Altona und Hamburg gelangt, und man konnte zu Wasser und zu Lande die wirksamsten Hülfsleistungen gewähren. Mit dem Thurm von Wedel haben die Schiffer ein altbekanntes und untrügliches Wahrzeichen verloren. Schon aus der weitesten Ferne erblickte man ihn, wenn man, aus der See kommend, Hamburg ansegelte, und mancher Fluch ist über ihn ausgesprochen, wenn das Fahrzeug, gegen einen heftigen Südost aufkreuzend, oft einen ganzen Tag brauchte, um ihn im Rücken zu haben.

Jetzt wird der Strom breiter und rauscht immer mächtiger dahin, der Nordsee entgegen. Das Holsteinische Ufer weicht für einige Zeit zurück, und wir nähern uns den flachen Hanoverschen Marschlanden mit ihren hohen Deichen, ihren seltsamen Volkstrachten und meilenlangen Kirschengärten. So fliegen wir nun an einer langen Reihe der gesegneten Dörfer des sogenannten „Alten Landes" vorüber, bis wir die Thürme der Festung Stade erblicken und uns dem Königlich Hanoverschen Wachtschiffe nähern, das am Ausflusse der Schwinge ankert. Von jetzt ab hört die Elbe auf, uns einzelne kleine Genrebilder zu zeigen, indem sie an Ausdehnung zunimmt, bietet sie dem Beschauer immer grössere Massen, und imponirt ihm durch ihren kühnen, majestätischen Wogengang.

IV.

Ein Gewitter.

II.

Ein Gewitter.

Die Böte des Stader Wachtschiffes hatten die Passagiere abgeholt, die auf dieser Station zu bleiben wünschten, und sie zu Brunshausen an's Land gesetzt. Da die Ufer jetzt nicht mehr eine so grosse Anziehungskraft ausüben, -- denn zu beiden Seiten sieht man die reichen, aber flachen, eingedeichten Holsteinischen und Hanoverschen Marschgegenden, — so suchten die Passagiere des Patrioten nach einem andern Zeitvertreib. Zuerst sah man sich nach Freunden und Bekannten um, und wer sie nicht fand, fühlte die Nothwendigkeit, diese zu erwerben. Auf Reisen machen sich Bekanntschaften leicht, und wenn sich Hunderte von Menschen auf einem verhältnissmässig geringen Raum befinden, Alle von dem Gedanken erfüllt, sich zu amüsiren, so ist leicht ein Gespräch angeknüpft. Auf dem Verdeck bildeten sich verschiedene Gruppen, die mehr oder weniger eifrig sich un-

terhielten, und allerlei Scherze vorschlugen, die zur Zeitkürzung beitragen sollten; ein freundlicher junger Mann hatte sich mit einer Guitarre auf die Galerie gesetzt, und spielte ganz allerliebst; als er aufhörte, rangirte sich ein wohleingeübtes Männer-Quartett und ein melodischer Gesang tönte über die Wellen hin.

Hart am Heck, links vom Steuerruder, sah man einen gutmüthig blickenden, ziemlich corpulenten Mann, der zu der zahlreichen Zunft der Schriftsteller gehörte, und diese Seereise nur machte, um alte Erinnerungen aufzufrischen und Stoff zu neuen Büchern zu sammeln; er schien mit der Gegend rings umher völlig vertraut zu sein, und hatte eine ziemliche Zuhörermenge um sich versammelt, die seine Mittheilungen anhörte und sie öfter durch Fragen oder Bemerkungen unterbrach.

„Jene beiden Inseln, an denen wir jetzt vorübersegeln," sprach er unter andern, „sind die beiden letzten auf der Elbe; von jetzt ab wird der Strom so reissend und mächtig, dass er ein solches Hemmniss auf seinem Wege nicht mehr duldet. Das „Asslersand" und das „Krautsand" scheiden die nur für kleine Ever und Jollen fahrbare Süd-Elbe von der mächtigen Haupt- oder Nord-Elbe. Eine Sage, die von der Entstehung dieser beiden Inseln im Munde des Volkes

lebt, hat bis jetzt ihren Gang noch nicht über das Weichbild derselben hinausgemacht, und so kurz sie ist, darf man ihr das Eigenthümliche nicht absprechen.“

„Bitte, bitte! Erzählen Sie!“ bat eine junge Dame, und die übrigen unterstützten dies Gesuch.

„Mit grossem Vergnügen bin ich später dazu bereit,” entgegnete der Cicerone der Nieder-Elbe; „nach ein Paar Stunden, wenn wir die See erreichen, und es weiter nichts zu schauen giebt. Erinnern Sie mich nur getrost daran, ich halte Wort.“

Man hatte jetzt das Ende der Insel Krautsand erreicht, und hielt gerade auf die Festung Glückstadt ab, um die Passagiere dieser neuen Elb-Station ab und von Bord zu befördern. Neugierig betrachtete man diese Dänische Festung von allen Seiten, hörte von der Belagerung, die sie im Jahre 1812 erduldet, und wünschte einige nähere Auskunft darüber.

„Wenn Sie nicht blos historische Notizen wollen,” entgegnete der Schriftsteller hierauf, „sondern dergleichen am liebsten im Gewande einer Unterhaltungsschrift lesen, so sehen Sie sich nach einem neuerdings erschienenen Roman um, der den Titel „Die Belage-

rung von Glückstadt" *) führt, und gewiss in allen Leihbibliotheken zu finden ist, vielleicht hilft er Ihnen einige langweilige Stunden im Seebade verkürzen."

Das Schiff hatte die Station längst wieder verlassen und schoss jetzt, von der gedoppelten Gewalt des Stromes und der Maschine getrieben, vorwärts. Die Sonne glühte hell, und brannte empfindlich, so dass sämmtliche Reisende Schutz unter dem Sonnenzelt, suchten, und nur selten den Kopf hervorzustecken wagten, um einen besondern Punkt am Ufer, oder ein vorübergleitendes Schiff genauer in Augenschein zu nehmen.

Da schichteten sich im Nordwesten mehrere Wolken übereinander und erreichten binnen Kurzem die Höhe eines hochemporragenden Berges. Der Schriftsteller, der diese Erscheinung von dem ersten Augenblicke an genau beobachtet hatte, rief jetzt plötzlich: „Meine Damen! Aendern Sie Ihre Toilette! Die leichten Sommerkleider werden jetzt nicht lange mehr ausreichen; ein Gewitter ist im Anzuge.

„Ein Gewitter! Ein Gewitter!" wiederholte der Chor und Alle stürzten dem Eingange der Kajüte zu.

---

*) Die Belagerung von Glückstadt. Romantisches Seegemälde in 3 Bänden von Heinrich Smidt. Altona 1838 bei Karl Aue.

„Ein Gewitter!" wiederholte die phlegmatische Fleischmasse eines Binnenländers; „das heisst, dort vor uns machen sich einige blauschwarze Wolken bemerklich, und wenn wir in einigen Stunden wieder nachsehen..."

„Sie kennen die Elbe nicht, mein Herr!" unterbrach ihn der Schriftsteller. „Schauen Sie um sich, was aus Ihren blauschwarzen Wolken geworden ist, deren Dasein Ihnen so unbedeutend erschien. Sorgen Sie bei Zeiten für Ihren Mantel, sonst erhalten Sie ein Wolkenbad für ein Seebad."

In der That hatte sich binnen wenigen Augenblicken die ganze Elbe auffallend verändert. Der Himmel war, wenige Stellen ausgenommen, mit dicken Regenwolken bedeckt; das Elbwasser schien noch bleicher als zuvor, und brausete so dumpf und hohl, als wollte es den nahen Ausbruch des Unwetters vorbereiten; die Luft war schwül und drückend, die leichten Flussfahrzeuge, die sich noch auf dem offnen Strom befanden, warfen die Ruder aus und eilten der Küste zu; die grösseren Schiffe refften ihre Segel ein und warfen den Anker aus; kein Luftzug bewegte die glühende Atmosphäre; bange Erwartung rings herum.

Obgleich um die Mittagsstunde, war es doch so wenig hell, dass man die Dämmrung hereingebrochen

glaubte. Die Wolken senkten sich immer tiefer und der Durchbruch des Unwetters stand mit jedem Augenblicke bevor. Mehr als die Hälfte der Passagiere, besonders die Damen, hatten sich unter Deck geflüchtet, die übrigen schauten ängstlich um sich her.

Die Matrosen zogen nun auch die Zelte ein, und rings war eine unbegränzte Aussicht. Die weissglänzenden Mewen, mit ihren langen, spitzen Flügeln und ihrem unheimlichen Gekrächze, zogen in Schaaren heran, und umschwärmten den ruhig seine Bahn dahin ziehenden Patrioten von allen Seiten.

Da erhob sich ein dumpfes Brausen auf der Fläche des Stromes, ein langnachhallender Donner ertönte mit furchtbarer Gewalt, und ein leuchtender Blitz riss die Wolkenmasse auseinander. Zu gleicher Zeit erhob sich ein Orkan ähnlicher Sturm, und fuhr verheerend durch das Land; der Regen goss in Strömen herab und Donner und Blitz folgten sich, fast ohne Unterbrechung, mit gleicher Heftigkeit und Schnelle.

Abermals nahm der Elbstrom einen andern Charakter an; er ist der wunderlichste und langweiligste, der lieblichste und furchtbarste unter allen mir bekannten Strömen. Seine Fläche ist oft dem ungetrübtesten Spiegel vergleichbar, aber bei dem Ausbruche eines Sturmes wachsen schon nach wenigen Minuten

seine Wellen aus der Tiefe empor, und wälzen sich, unheilbringend, den Schiffen entgegen.

Jetzt trieb der Patriot auf der fast unnatürlich erregten Fluth des Stromes; er ward bald hoch empor gehoben, bald senkte er sich tief in die Wellenthäler hinab, die auseinandergesprengten Wogen stürzten schäumend mehrere Fuss hoch über den Bug des Schiffes und dieser hob sich nur, um sich in der nächsten Sekunde desto tiefer in der Fluth zu begraben.

Mit den Passagieren war eine seltsame Veränderung vorgegangen; die meisten waren vom Verdeck verschwunden und hatten sich und ihren Zustand dem Auge der Welt verborgen; unter denjenigen, die im Freien ausharrten, bemerkte man, mehrere ehrenwerthe Ausnahmen abgerechnet, einen auffallenden Wechsel in den äussern, und wahrscheinlich auch in den innern Verhältnissen; auf allen Gesichtern malten sich die ersten Symptome der Seekrankheit, und wiesen sich wie wandelnde Gespenster, die geisterartig mit den Händen umhertappten, bis der Schwindel sie fasste, und die Bewegung des Schiffes sie zu Boden warf.

Verworrenes Geschrei war allenthalben vernehmbar: „Das Donnerwetter hole die ganze Dampfbootsparthie!" grunzte ein wohlgemästeter Gutsbesitzer aus

dem Lande Wursten. „Mein ängstlich klopfendes Herz droht zu zerspringen!" lispelte ein nervenschwaches Fräulein aus Berlin, und ein junger, blasser Mann im zierlichen Frack und mit derangirter Wäsche sang mit halber Stimme, beide Hände gegen die Brust gepresst:

„Komm' ich einmal an's Land,
Hab' ich die Freiheit wieder,
Geh' ich nicht mehr zur See,
Die See ist mir zuwider!"

Da tönt mitten aus dem Lärmen und Getöse die Stimme des Kapitains: „Station Brunsbüttel!" ruft er überlaut, und „Station! Station!" hallt es von allen Seiten wieder. Langsam und verdrossen erheben sich die Passagiere, die hier das Ende ihrer Fahrt finden, von ihren Plätzen, suchen ihre Effekten zusammen, und verwünschen das Wetter, das ihnen jede Freude verdirbt und das Ausschiffen gefährlich macht.

In solchem Augenblicke bewundere ich den hohen Muth und die kaum denkbare Gleichgültigkeit der Elbschiffer; der Sturm wüthete, der Regen goss in Strömen herab, und die Wellen stiegen bis zu einer kaum glaublichen Höhe, aber sie sassen fest und sicher in ihren leichten, offnen Böten und hatten nur das Vordertheil des Dampfschiffes im Auge, dem sie zusteuerten.

„Trossen über Bord!" befahl der Capitain, als sich die Böte möglichst weit genähert hatten, und die Matrosen warfen nun starke Taue nach den Böten hinüber, die von den Führern derselben augenblicklich ergriffen wurden.

„Alle Böte fest, Capitain!" rief der Führer des vordersten Bootes, ein grosser, ungeschlachter Brunsbüttler Fährschiffer, mit einem breiten, schwammigen Gesicht und zwei unförmlichen, fast viereckigen Händen, mit denen er sein gewichtiges Ruder hoch emporhielt.

„Passagiere für Brunsbüttel auf den Fallreep, wenn es gefällig ist!" rief jetzt der Capitain.

„Aber rasch, rasch! In des drei Teufels Namen! Rasch!" schrie der Bootführer dazwischen, und wollte diese energische Aufforderung wahrscheinlich noch mit einigen Variationen fortsetzen, aber ein heftiger Donnerschlag schloss ihm den Mund, denn ein Seemann flucht nie während eines Donnerschlages, es geschieht nur vor demselben, oder kurz nachher.

„Gott erbarme sich unser!" sprach eine bleiche, junge Frau, mit einem zarten Kinde auf dem Arme, und blickte nach ihrem Gatten, der ihr voranging, zwei liebenswürdige Knaben an der Hand. Sie sah auf das Boot, welches nahe am Dampfschiffe lag, des-

sen Mannschaft die sämmtlichen Güter der Passagiere bereits in Empfang genommen hatte, und nun diese selbst zum Hinabsteigen ermunterte. Noch zögerte die junge Mutter, sich mit ihrem zarten Kinde der schmalen Treppe anzuvertrauen, da kletterte der riesige Bootführer dieselbe hinan, nahm ihr das Kind aus dem Arm und gab es seinen Gefährten hin, hierauf bemächtigte er sich der Knaben und reichte sie mit gleicher Schnelle in das Boot. Ein Ruf des Erstaunens ward vernehmbar, aber die Mutter schrie laut auf und sank halbohnmächtig in die Arme ihres Gatten.

„Barbaren!" zürnte der empfindsame Guittarenspieler.

„Hangt ju man nich op!" rief der Cerberus im Boot, und reichte mit einer Hand die junge Frau vom Fallreep in das Boot hinein, wo sie sogleich einen Sitz empfing, und man das Kind sorgsam in ihre Arme legte, denn die Rohheit des Elbschiffers zeigt sich nur in den äussern Formen, er ist von Natur sehr gutmüthig, zum Erstaunen gewissenhaft und in der Sorge für fremdes, oft werthloses Eigenthum unermüdlich. Ich habe einen solchen Burschen den Rosenstock einer Dame über eine halbe Meile weit tragen sehen, und mit einer Sorgsamkeit, von der unsere dienstbaren Geister am Lande keine Ahnung haben.

Jetzt waren die letzten Passagiere glücklich eingeschifft, die Böte stiessen ab, und die Maschine des Patrioten setzte sich wieder in Bewegung. Nun weicht die holsteinische Küste zurück, und nur das südliche Elbufer geleitet die Reisenden bis Cuxhafen. Immer erregter zeigt sich hier der Strom und nimmt, wenn auch noch nicht die dunkelgrüne Farbe, doch den übrigen Charakter der Nordsee an. Eine erfreuliche Erscheinung bildet nur noch das Dorf Altenbruch, dessen Kirchthurm in zwei Spitzen mündet, worah sich die Sage von zweien frommen Schwestern knüpft; dann erscheint plötzlich Cuxhafen mit seinen hohen Deichen und Bollwerken, und seinem hochragenden Leuchtthurm, dessen Badegäste mit lautem Jubelrufe die vorüberschiffenden Seefahrer begrüssten, und diese warfen ihrerseits einen furchtsamen Blick auf die noch immer vom Gewitter aufgeregte Elbe und auf das von ferne winkende Meer dem sie bei einbrechender Dunkelheit entgegen eilten.

V.

In See.

J H 5 1 6

In See.

Mit ungemeiner Schnelligkeit, begünstigt von der aussetzenden Ebbe, legte nun der Patriot, an der Insel Neuwerk vorüberfliegend, die Strecke bis zur rothen Tonne zurück, wo das Lootsen-Galiot und das Feuer-Schiff stationirt sind, und erreichte darauf die offenbare See, denn die rothe Tonne liegt auf demjenigen Punkte, der die Elbe von der Nordsee scheidet.

Wir sind in See! Das Gewitter, welches uns bei Brunsbüttel heimsuchte, hatte die Nordsee gar nicht erreicht, und diese lag wie ein klarer Spiegel vor uns. Der volle Mond stieg aus den Wellen auf und warf sein magisches Licht über die zitternde Fläche. Hin und wieder blitzte ein Stern an der blauen Himmelsdecke und senkte seine Strahlen in's Meer hinab; einzelne Mewen hatten sich in unserm Kielwasser gesammelt, und zogen, wie einst die zwölf Adler dem prächtig dahinrauschenden Odin folgten, mit leisem,

kaum hörbaren Flügelschlag gespenstisch hinter uns drein.

Die Nachricht, dass man jetzt in der „offenbaren See" sich befinde, hatte mehrere Reconvalescenten wieder auf das Verdeck gelockt, um sich des überaus schönen Abends zu erfreuen. Jetzt fiel einigen Damen das Versprechen des reisenden Musensohnes ein, und von allen Seiten ward er aufgefordert, sein Wort zu lösen.

„Es sei!" begann er, einen erhöhten Sitz auf der Galerie einnehmend, um sein Auditorium bequem zu überschauen. „Ich will mein Versprechen erfüllen, und wenn Sie von meiner Erzählung nicht befriedigt sein sollten, so muss ich hiermit im Voraus jeden Tadel, aber auch jedes Lob von mir ablehnen, denn ich theile nur mit, was mir die Ufer-Bewohner erzählt haben."

Die Süd-Elbe.

„Die beiden Elb-Inseln, worauf ich vorhin Ihre Aufmerksamkeit lenkte, haben einst mit dem Festlande zusammengehangen; die sogenannte Süd-Elbe hat früher gar nicht existirt. Auf den äussersten Spitzen des Festlandes sah man in ziemlicher Entfernung zwei mächtige Wartthürme, welche die Gegend

ringsum beherrschten. In dem einen wohnte Hatto, ein eben so reicher als mächtiger Rittersmann, der in den naheliegenden Distrikten viele Ländereien besass, die ihm zinspflichtig waren, und dessen Schwerdt man weit und breit fürchtete. In dem zweiten Wartthurm wohnte Bruno, ein Bruder des Vorigen, von gleicher Kraft und gleichem Reichthum, und deshalb auch von den umwohnenden Nachbarn nicht minder gefürchtet und beneidet. Beide Brüder, die sich seit mehreren Jahren nicht gesehen hatten, waren in früherer Zeit unzertrennlich gewesen, und galten für ein Muster der Bruderliebe. Da entzweiten sich einst Beide, um eines unbedeutenden Gegenstandes willen, sie trennten sich grollend; geschäftige, müssige Diener nährten, um eigennütziger Zwecke willen, den Zwist der Brüder, sie fachten ihn zur hellen Flamme an, und bald war an eine Versöhnung nicht mehr zu denken. Sie errichteten jene beiden hohen Wartthürme, die mit schweren Wurfgeschützen bedeckt waren, und zu einem steten Kriege gerüstet, sah man Beide einander Schaden zufügen und übervortheilen, wo nur immer sich eine Gelegenheit dazu darbot. Ihren gegenseitigen Hass trugen die Väter auf ihre Kinder über, und Hatto belehrte seinen Sohn Robert, Bruno, seine Tochter Emma, dass es kein Wesen

auf der ganzen Erde, ja selbst in der Unterwelt gäbe, das man mehr hassen müsse, als jenen Räuber und gewissenlosen Mörder auf dem gegenüberliegenden Thurm, der keine Wollust kenne, als Rauben und Blutvergiessen, und sie brachten es durch ihre Reden dahin, dass die Kinder sich bald eben so unversöhnlich hassten, wie die Väter, obgleich sie sich noch nie von Angesicht gesehen hatten. Da rief das Machtgebot des Kaisers, der von dieser unnatürlichen Bruderfehde Kunde erhalten hatte, Beide in die Kaiserliche Pfalz, die im Süden von Deutschland am herrlichen Bodensee aufgerichtet war, damit sie sich versöhnen oder Urfehd' schwören sollten. Grollend zogen sie von dannen, nicht eher, als bis sie ihr Eigenthum unter sichern Schutz gestellt hatten, und fassten, jeder für sich, den Entschluss, unterweges den Gegner anzugreifen und zu vernichten, noch ehe sie die Kaiserliche Pfalz erreichten, was ihnen aber misslang, denn Beide waren zu sehr auf ihrer Hut. — Während nun die Väter abwesend waren, sass Robert daheim; er überlegte, wie er bis zur Rückkehr des Vaters sich die Zeit vertreiben solle, und beschloss endlich, einen Kriegszug gegen das Kastell seines Oheims zu unternehmen. Als er aber hinsichtlich dieses Planes bei dem Burgvoigt wenig Gehör fand, nahm er grollend

sein Geschoss und ging hinaus, als ob er auf die Jagd ziehen wollte. Insgeheim aber bot er die jungen Burschen unter den Insassen seines Vaters auf, die seinem abentheuerlichen Plane ein offenes Ohr liehen, und zog mit ihnen nach dem Kastell des Oheims, schickte auch nach altem Ritterbrauche einen Herold ab, der seiner Base die Fehde ansagen musste. In kurzer Zeit kam dieser zurück, und vermeldete dem jungen Robert, das Fräulein habe die Ausforderung angenommen und werde sich ihm zum offenen Kampf gegenüber stellen. Da zog die Schaar mit lautem Gesange bis zu dem Fusse des Thurmes, und Robert schoss einen Pfeil gegen den Thurm ab, zum Zeichen, das er bereit sei, den Kampf zu beginnen. Da trat die Riesengestalt eines Jägers an ihn heran, ohne dass Jemand hätte sagen können, woher dieser gekommen sei. „Junges Herrlein!" sprach er mit lautem Lachen, „ihr müsst erst noch schiessen lernen, bevor ihr eine Probe davon abzulegen im Stande seid; seht ein Mal an, wie ich es mache!" Hiermit griff er zu seinem Bogen, und schoss einen Pfeil gegen die Mauer, der drang tief in die Steinritzen, so dass er unbeweglich darin sass, als sei er darin festgemauert. Nun ergriff der Jäger einen zweiten Pfeil und schoss ihn in fast gleicher Richtung ab, so dass

er um einen Fuss niedriger zu sitzen kam, als der erste. Hierauf folgte der dritte, dann der vierte, und jeder sass so fest, dass er nicht zu bewegen war. So setzte der Jäger sein Spiel fort, bis die Mauer von der Spitze bis zu dem Fusse derselben mit einer Reihe von Pfeilen bedeckt war, und stach einer immer genau unter dem andern, dass sie eine Treppe bildeten. Als ihm dies vollkommen gelungen war, wandte er sich hinwiederum zu Robert und sagte: „Nun, junges Herrlein, scheint es mir, als hätte ich euch die Eroberung der Burg leicht gemacht, denn ihr dürft nur auf dieser Treppe über die Mauer steigen, und euch der Burg und ihres Inhaltes bemächtigen; wünsche, dass euch das Abenteuer wohl bekommen möge." Und als er diese Worte gesprochen hatte, war er sogleich spurlos verschwunden. Nun sah Robert mit tiefem Sinnen auf das Werk des Jägers, dann aber fuhr er plötzlich auf, wandte sich zu seinen Gefährten und sprach: „Ihr sollt mich mitnichten begleiten, ganz allein will ich dies Raubnest zerstören, das der Tiger verlassen und eine bluttriefende Hyäne zum Wächter darin gesetzt hat." Und rasch stieg er an der seltsamen Leiter empor, das Auge auf die Zinne gerichtet, wo sich nimmer Jemand blikken liess. Die Gefährten blieben unterdessen, ihrem

Gebieter gehorsam, unthätig zurück, und priesen seinen Heldenmuth, die Stufen zählend, die er schon zurückgelegt hatte, und ängstlich harrend, ob er auch sein Ziel glücklich erreichen werde. Siehe, da ereignete sich etwas Seltsamliches, denn aus der blauen Höhe senkte sich plötzlich ein Adlerpaar herab, und Beide setzten sich am Fusse des Thurmes einander gegenüber. Das Eine dieser königlichen Thiere war ein Männchen, das Andere aber ein Weibchen, und Beide geriethen in einen heftigen Streit mit einander. Da fasste das Männchen nach dem untersten Pfeil in der Mauer, und schleuderte ihn nach dem Weibchen, doch ohne es zu treffen; diese ergriff nun den zweiten Pfeil, um ihren Gatten damit zu verletzen, doch fiel er kraftlos zu Boden, denn die Spitzen waren in den Mauerspalten sitzen geblieben. Darauf entfalteten die beiden Adler ihre Schwingen und griffen nach den höher aufgesteckten Pfeilen und brauchten sie mit demselben geringen Erfolge, bis sie endlich auch die letzten erreicht hatten und sich auf der Zinne des Thurmes niederliessen. Dort neigten sie sich verhöhnend gegen einander und erhoben sich mit weitausgebreiteten Flügeln in die blauen Lüfte, von wannen sie gekommen waren. Verwundert hatten die Gefährten des jungen Ritters dies Schauspiel betrachtet, ohne es hindern

zu können, und beklagten ihren Herrn, dem jetzt jeder Rückweg abgeschnitten sei, denn dieser erreichte den Burghof in demselben Augenblicke, als der letzte Pfeil von der Zinne zur Erde niederfiel. Robert sah sich in dem Hofe um, der gänzlich unbewacht war, und als Niemand auf sein Lärmen hörte, riss er sein Schwerdt aus der Scheide und schritt gerade auf die Pforte zu, die in das Innere führte. Da öffnete sich diese langsam, und paarweise erschienen zwölf goldlockige, weissgekleidete Jungfrauen, mit Spindeln in den Händen; in ihrer Mitte aber strahlte eine herrliche Erscheinung, angethan mit einem Purpurgewande, jedoch wie ihre Begleiterinnen eine Spindel in der Hand. Diese nahte sich dem Ritter und sprach: „Ich bin eure Base Emma, die zu bekriegen ihr erschienen seid; so erhebt denn euer Schwerdt gegen unsere Waffen, und seht zu, was ihr gegen dieselben auszurichten im Stande seid." Aber Robert vermochte nichts gegen die holde Erscheinung, die ihn ganz und gar gefesselt hatte, er senkte sein Schwerdt, warf sich der liebreizenden Emma zu Füssen und sagte mit tiefem Erröthen: „Mit Widerstreben erkenne ich die Gewalt, die eure Schönheit über mich ausübt; meine Waffe lege ich besiegt zu euren Füssen, mein Geschick in eure Hände: so bestimmt denn, was aus

mir werden soll.“ Emma aber hob mit freundlichem Lächeln den Knieenden zu sich empor, zog ihn sanft in ihre Arme und sprach: „Mit nichten bin ich Siegerin; euer erster Blick hat mich überwunden und zu eurer demüthigen Magd gemacht.“ Als nun Beide die Gelübde der Liebe und Treue gegen einander ausgetauscht hatten, ging Robert auf die Mauer, rief seinen Gefährten zu, sich schleunigst heim zu begeben, und zu verkünden, dass er wohl aufgehoben sei und bald wieder zu kommen gedenke, dann aber kehrte er zu seiner Holden zurück und ging mit ihr in die innern Gemächer der Burg. Nach einigen Tagen aber gedachten die Liebenden der Heimkehr der beiden Väter, und wie diese ihr friedliches Beisammensein unbarmherzig stören würden. Anfangs waren sie darüber sehr bekümmert, fassten indess bald einen Entschluss, und erkohren den Elbstrom zu ihrem Schutzherrn. Schon andern Tages sah man unzählige Menschen beschäftigt, einen langen und tiefen Graben zu ziehen, der Emma's Behausung von dem Festlande trennen und zu einer Insel umformen sollte. Dies geschah, und bald darauf umspülte die Elbe den Wohnsitz der Liebenden von allen Seiten und schützte ihn gegen die Angriffe eines Jeden, der aus dem Innern des Landes kam. — Der alte Kaiser hatte in-

dessen zwischen den beiden feindlichen Rittern die Sühne versucht, und diese, um des Zwanges ledig zu werden, hatten sich scheinbar versöhnt. Als sie aber die Kaiserliche Pfalz verlassen hatten, entbrannte ihr Hass von Neuem, Anfangs in Worten und darauf in der That, denn sie zogen die Schwerdter gegen einander, und nur auf dringende Vorstellung ihrer Diener liessen sie dieselben ruhen, denn sie hatten geschworen, in Frieden heim zu ziehen, und jeder Bruch des Gelöbnisses sollte für eine Verletzung des Landfriedens gelten. — Die Insassen des Ritter Hatto aber, als sie das Beginnen des Junker Robert deutlich erkannten und begriffen, dass er nicht wiederkehren werde, sich auch durch Aufwerfung eines tiefen Grabens von ihnen getrennt hatte, begannen sich vor der Wuth des alten Hatto zu fürchten, hielten einen Rath mit einander, und beschlossen, sich gleichermaassen von dem Festlande durch einen breiten Graben zu trennen, und dem alten Hatto nicht eher den Uebergang zu gewähren, bis er geschworen, sie nicht dafür strafen zu wollen, dass sie seinen Sohn so schlecht gehütet hätten. So ward nun dies Vorhaben von mehreren tausend Menschen ins Werk gerichtet, und als der dritte Tag zu Ende ging, war die Arbeit vollendet, und das Gebiet des alten Hatto

war, wie das seines Todfeindes, von dem brausenden Elbstrom umgeben. Am andern Morgen erschienen die beiden Ritter an dem Ufer der neuentstandenen Strömung, und forderten die Insassen ihrer Burgen auf, diese zu öffnen und einen Steg herbeizuschaffen. Diese aber weigerten sich, es zu thun, es sei denn, dass man sie aller Strafe ledig lassen wolle. Dess weigerten sich die Ritter, und glühend vor Zorn schwuren sie, die Gräben mit einem Springstocke zu überschreiten, da stieg plötzlich ein dichter Nebel aus der Erde vor ihnen auf, der eine förmliche Wand bildete, und zu gleicher Zeit sank die Sonne hinab, so dass sie das gegenüberliegende Ufer nicht mehr erkennen konnten. Sie beschlossen nun, den nächsten Morgen abzuwarten, und gelobten sich im Herzen, eine furchtbare Rache zu nehmen. Während der Nacht aber erhob sich ein grauenvoller Sturm, der die Elbe wüthend aufregte, so dass diese mit lautem Tosen durch die neu gezogenen Bahnen schoss, und ein Stück Land nach dem andern mit sich fortriss. Als darauf am andern Morgen die beiden Ritter aus ihrem Schlummer erwachten, sahen sie sich eine weit grössere Strecke von ihren heimathlichen Burgen entfernt, als am Abend vorher. Sie aber achteten nicht darauf, sondern setzten zu gleicher Zeit an, um das

jenseitige Ufer springend zu erreichen; jedoch, bevor sie die Mitte des neuen Stromes erreichten, verliess sie die Kraft, und sie sanken in die Fluth. Bald arbeiteten sie sich indessen wieder empor, und setzten schwimmend ihren Weg fort; mit Grauen bemerkten dies die Burgsassen. Da fügte es sich, dass der Strom die beiden Todfeinde einander entgegen trieb, denn Ebbe und Fluth lagen in der Scheidung; sie fassten sich mit starken Armen, Einer suchte den Andern zu bezwingen, bis endlich Beide die Kraft verliess und sie mit einem lauten Geheul in die Tiefe versanken. Die laut aufbrausende Ebbe führte die beiden Leichname seewärts, und Robert und Emma lebten fortan in Glück und Frieden. So entstand die Süd-Elbe; so wurden die Inseln Assler-Sand und Kraut-Sand."

Die Erzählung des Schriftstellers fand bei einigen Zuhörern ungetheilten Beifall, bei Vielen aber regte sie die Sucht zu kritisiren an, und es wurden so viele Einwendungen laut, dass man Stoff genug hatte, um einige Kapitel eines neuen „Phantasus" zu füllen. Er liess Alles geduldig über sich ergehen, und erfreute sich während der Zeit der ruhigen und doch so mächtig imponirenden Nordsee, die vom

Mondlicht bestrahlt, feenartig leuchtete, und ihre sich kräuselnden Wogen dem Bug des heranbrausenden Schiffes entgegen wälzte. Als endlich des Redens kein Ende wurde, und das Hin- und Hersprechen in ein völlig Babylonisches Sprachgewirr überging, erhob sich der Erzähler und flehte mit wahrhaft komischer Betrübniss: „Gnade vor Recht muss ich von den strengen Richtern mir erbitten; ich bin schuldlos, denn ich habe Ihnen auf Ihr eignes Begehren nichts anderes erzählt, als was man in hiesiger Gegend die „Sage von der Süd-Elbe" nennt. Um ein gleiches Versprechen zu erfüllen, erlauben Sie mir vielmehr, dieser jungen Dame die Geschichte von den beiden frommen Schwestern in Altenbruch zu erzählen; ich stelle dagegen einen Revers aus, Ihren kritischen Erörterungen einen ganzen Tag meine Aufmerksamkeit zu schenken, wenn Sie mir die Ehre erzeigen wollen, mich nach Beendigung meiner Sommerreise in Berlin zu besuchen."

Diese Bitte fand die allgemeine Zustimmung und der Dichter begann:

Die beiden Thurmspitzen.

„In dem Dorfe Altenbruch lebten zwei Schwestern in dem ererbten väterlichen Hause bei einander, die

die Achtung und Liebe nicht nur aller Dorfbewohner, sondern auch der entfernter liegenden Ortschaften in einem hohen Grade genossen. Sie waren schon alt und runzlich, aber Jungfrau Anna sowohl, als Jungfrau Beate wurden von allen jungen Männern mit der zärtlichsten Achtung begrüsst, und erhielten stets im Frühling die ersten Veilchen und im Herbste die letzten Spätrosen. Nun traf es sich, dass die Kirche des Dorfes alt und baufällig wurde, und einzustürzen drohte; die Gemeinde aber war damals nicht allzuwohlhabend und vermochte keine neue aufzubauen. Da erschienen die beiden Schwestern vor den Kirchspielsherrn und sagten: „Seht, der Herr hat uns mit Reichthum gesegnet vor allen Andern, wir aber sind ein Paar unerfahrne Mädchen, und wissen mit dem Pfunde, das uns anvertraut worden ist, nicht zu wuchern. So bittet denn die Gemeinde, dass sie uns gestatte, es zur Ehre des Herrn zu verwenden, indem wir eine neue Kirche bauen lassen, worin das Lob Gottes verkündiget wird, bis in die spätesten Zeiten." Da lobten die Kirchspielsherren die beiden Jungfrauen ob dieser frommen Entschliessung; der Stand ihres Vermögens wurde genau erforscht, und alle Vorkehrungen getroffen, die beiden Schwestern bis zu ihrem Tode vor allem Mangel zu schützen und sie zu hal-

ten, wie Kinder der Gemeinde; das Uebrige aber nahm die Obrigkeit an sich, und fand, dass es gerade hinreiche, um eine Kirche davon zu bauen und auf derselben einen stattlichen Thurm zu setzen. Alsobald begann der Bau, und da Jedermann mit Lust und Liebe daran ging, wurde er rasch gefördert. Auf dem Bauplatz aber hatte man einen etwas erhöhten Sitz angebracht, der durch einen Baldachin geschützt wurde, der war für die Schwestern bestimmt; damit sie ein Plätzchen zum Ausruhen fänden, wenn ihnen die Lust käme, dem Bau zuzusehen. Sassen sie dann Hand in Hand neben einander, kamen alsobald die Leute heran, sie zu begrüssen, sie mit Blumen und Früchten zu erfreuen und ihnen alle Ehre zu erweisen. Dies hatte der junge Meister, dem der Kirchenbau übertragen war, schon mehrere Male kopfschüttelnd angesehen, aber endlich vermochte er seine Neugier nicht länger zu zügeln; verwundert fragte er den ältesten Kirchspielsherrn, was es mit den beiden alten Jungfern für eine Bewandniss habe, die ihm wie ehrwürdige Reliquien vorkämen? Dieser aber zürnte dem jungen Mann, dass er seine Frage in einem so spöttischen Tone gethan, dann fasste er ihn unter den Arm, führte ihn abseits, und begann: „Anna und Beate sind die beiden Töchter eines hiesigen Insassen, und

Zwillingsschwestern; schon ihre Jugend war trübe, denn sie erfreuten sich nicht der liebenden Vorsorge einer Mutter, diese war bereits nach der Geburt der Kinder gestorben. Der Vater war zänkisch und mürrisch, er maass den Kindern den Tod der Mutter bei, behandelte sie deshalb stets unfreundlich, fast hart, und sonach war es ein Glück für sie, als der Alte, den der böse Geist immer mehr beherrschte, starb, noch ehe sie das achte Jahr erreicht hatten. Nun nahm sich die Gemeinde der Kinder an, gab ihnen eine Pflegerin, hielt sie zur Kirche und Schule, und verwaltete gewissenhaft das grosse Vermögen. Die Mädchen wuchsen indessen heran, und wurden liebreizende Jungfrauen. Als sie das sechszehnte Jahr angetreten hatten, fanden sich bereits eine Menge Freier ein, die das Herz der lieben Kinder auf alle Weise für sich zu gewinnen suchten. Aber keiner von Allen vermochte es, sie zu rühren, und die Jünglinge zogen trauernd von dannen. Da kam ein junger Edelmann aus der Gegend von Freiburg, der dies unfern von seiner Heimath liegende Dorf aufsuchte, um seinen frühern Lehrer, der hier als Prediger angestellt war, zu begrüssen. Er sah die beiden Jungfrauen, die in dem Hause des Predigers aus- und eingingen. Dieser fühlte sich von der Schönheit der beiden Mädchen

mächtig getroffen, doch zog es ihn am innigsten zu Anna hin, und er beschloss, um diese zu werben. Die beiden Mädchen aber hatten den schönen jungen Edelmann nicht ungestraft in das feurige Auge gesehen, denn ihre Herzen entbrannten für ihn in gleicher Gluth, und da sie nicht im Stande waren, einander irgend etwas zu verhehlen, sanken sie sich in die Arme und vertrauten sich laut weinend ihren gegenseitigen Liebesschmerz. Endlich ermannten sie sich, und sich in die treuen Augen sehend, beschlossen sie, wenn der Junker seinen Blick auf sie richten, und eine von ihnen zur Gemahlin erkiesen werde, solle dies ein Gottes-Urtheil für sie sein, und die Andere wolle Zuflucht in einem Kloster suchen. Bald trat nun auch der Junker mit seiner Werbung hervor; Anna gab ihm ihre Hand zum Liebesbündniss, und Beate bereitete sich, mit gebrochenem Herzen in's Kloster zu gehen. Weil der Junker aber vor seiner Hochzeit noch eine wichtige Reise zu unternehmen hatte, wurde diese ein halbes Jahr hinausgeschoben, und Beate beschloss, bis dahin bei ihrer Schwester auszuharren. Kaum aber war der Junker abgereist, als eine böse Blatternkrankheit in's Land kam, und viele Menschen tödtete, oder des Gesichts beraubte. Auch Anna wurde von dieser Seuche be-

fallen und musste viele Schmerzen erdulden, während Beate, ihre treue Pflegerin, von derselben verschont blieb. Nun kam zwar Anna mit dem Leben davon, sie büsste auch das Augenlicht nicht ein, aber als sie von ihrem Siechbette erstand, war ihr Gesicht von den Blatternarben furchtbar zerrissen, sie war bis zur Unkenntlichkeit entstellt, und erschrak vor sich selbst, als sie sich zum ersten Male in einem hellen Spiegel erblickte. Da ergriff sie ein tiefer Schmerz, denn in diesem Augenblicke fühlte sie es klar, dass sie den Geliebten für immer verloren habe, und je sorgsamer sie diese frischblutende Wunde vor den spähenden Blicken der Schwester verbarg, desto heftiger schmerzte sie. Um diese Zeit kam der Junker zurück, und gerade in einem Augenblicke, als Beate, im vollen Glanze der Schönheit strahlend, vor der Thür des Hauses stand. Er erblickte die liebliche Gestalt, breitete die Arme aus, und eilte ihr mit dem Ausrufe: „Anna! Meine Anna!" entgegen. Beate wich zurück, und sprach mit bangem Erröthen: „Ich bin nicht eure Anna!" und zugleich stürzten die Thränen aus ihren Augen, denn sie fühlte, dass ihre kaum entschlummerte Leidenschaft für den Bräutigam ihrer Schwester mit der frühern Stärke erwachte. Nun gewahrte der Junker auch Anna, und ward von diesem Anblick

so überrascht, dass er mit einem Schreckensruf zurückwich, und sie mit den Händen von sich abwehrte. Ein tiefer Seelenschmerz, für den man umsonst nach Worten sucht, bemächtigte sich der armen Anna, und bewusstlos sank sie zu Boden. Als sie aber durch die Bemühungen der lautweinenden Schwester wieder in's Leben zurückgerufen war, fühlte sie sich wunderbar gestärkt und erkräftigt; sie ging auf den Junker zu, der noch immer regungslos dastand, ergriff seine Hand, und sprach mit dem unwiderstehlichen Tone frommer Unschuld: „So seid doch nur so gut, edler Junker, und hört mich an. Ihr findet eure Anna, die von einer schrecklichen Krankheit heimgesucht wurde, verunstaltet, und könnt die alte Liebe für sie nicht wieder finden. So lasst denn mich, die ich von der menschlichen Gesellschaft geschieden bin, zuerst zurücktreten. Ihr seid frei, und möge es euch nun gefallen, euer Auge auf meine Schwester zu richten, die euch mit jungfräulicher Zärtlichkeit liebt, und ihr das Glück gewähren, worauf ich keinen Anspruch mehr habe. Ihr seid Beaten mit ausgebreiteten Armen entgegen geeilt, so umschlingt sie denn mit eurer Liebe für das ganze Leben, und macht sie glücklich, dann wird mein Segen auf euch ruhen, und ich werde in meiner Einsamkeit für euch beten.” Mit diesen Wor-

ten fügte sie die Hände des Junkers und der Schwester in einander, und der Erstere floss über von Dankesworten, während Beate laut weinend in die Arme ihrer Schwester sank. Alle Vorbereitungen zu der Vermählung wurden nun getroffen, und von nahe und ferne strömten die Gäste herbei, um das Fest feiern zu helfen. In der Nacht vor dem Hochzeitstage aber erwachte die Braut gleich nach Mitternacht; sie fühlte sich seltsam beängstigt in der kleinen Kammer und sehnte sich hinaus in's Freie. Sie trat in den Garten und sah am Ende der Allee, die denselben durchschnitt, etwas Weisses schimmern. Nicht ohne Furcht näherte sie sich und erkannte bald ihre Schwester Anna, die, in Thränen aufgelöst, auf den Knieen lag und laut betete: „Du Herr der Gnade, gieb, dass ich das Glück der Schwester nicht mit neidischem Auge ansehe, sondern mich desselben erfreue immerdar; gieb, dass ich ihr Glück als das meinige betrachte, und mich selig fühle, wenn sie in den Armen des Mannes ruht, dessen ich nicht mehr gedenken darf! Vor Allem aber gieb, dass ich den Geist des Unmuths, der in mir wacht, immer mehr besiege, damit er nicht volle Herrschaft über mich gewinne, also dass ich Hand an mich lege, und durch solche Unthat von deinem himmlischen Freudenreiche ausgeschlossen

würde. Gieb Kraft und Stärke, Herr, und erhalte Deine demüthige Magd aufrecht!" — Als die Braut solche Worte vernahm, ging sie still zurück um die fromme Schwester nicht zu stören, und begab sich in ihr Kämmerlein. Hier empfand sie eine himmlische Freudigkeit, und als sie ihr Lager erreichte, fiel sie in einen sanften, erquickenden Schlummer. Als aber am andern Morgen die Glocken zum Kirchgange läuteten, und Anna an der Spitze der Brautjungfern in die Kammer der Braut trat, ging ihnen diese ganz ungeschmückt entgegen: „Ihr lieben Mägdlein, geht einen Augenblick hinaus, ich habe mit der Schwester zu reden." Und als sie sich mit Anna allein sah, warf sie sich in ihre Arme: „Vergieb, mein Schwesterlein, dass ich mich eine Zeitlang selbst nicht erkannte, und glaubte, ich könne ein Glück geniessen, dessen du nicht theilhaftig werden kannst; vergieb, dass ich einem Manne mich zu eigen geben wollte, der dir untreu geworden ist; ich habe mich wiedergefunden und werde mich nimmermehr von dir trennen, denn nur an deinem Herzen ist mein alleiniger Platz." Nichts halfen Anna's Betheurungen, sie sei glücklich; nichts ihre Bitten, dem Junker ihre Liebe nicht zu entziehen; sie legte den Ring ab, den sie von ihm empfangen, wies bescheiden, aber fest, den Kranz zurück, den die

Jungfern ihr brachten, und der Junker war gezwungen, die Kirche wieder zu verlassen wie er sie betreten hatte, nämlich ohne Frau. Die beiden Schwestern aber lebten seitdem ungetrennt bei einander, und keine Zeit hat den Frieden ihres Herzens getrübt, obgleich, wie ihr sehen könnt, der Jahre schon viele vorübergegangen sind." — Als der Kirchspielsherr so geendet hatte, nahm der junge Meister den Hut ab und sprach: „Nun, so will ich doch all mein Lebtage nicht wieder über eine alte Jungfer lachen, seitdem ich weiss, dass es solche grosse Herzen darunter giebt; vielmehr will ich den Bau mit verdoppelter Lust zu Ende bringen, und ihr sollt weit und breit ein solches Kirchlein nicht mehr finden." — Der Baumeister hielt Wort, und das kleine Gotteshaus stand vollendet da; auch der Thurm war schon ziemlich gefördert, und weil an dem Orte seit längerer Zeit keine gottesdienstliche Feier stattgehabt hatte, beschloss man, die Kirche einzuweihen. Und am nächsten Sonntage erschien der Prediger mit den Kirchspielsherren in dem Hause der Schwestern, um sie zum feierlichen Gottesdienst abzuholen, und wiess ihnen den Ehrenplatz an, den die Gemeinde besonders für sie bestimmt hatte. Von hieraus horchten sie der weisen Lehren des ergrauten Priesters, und blickten sich nur

von Zeit zu Zeit an, um sich an den gegenseitigen Anblick zu erquicken; und als der Prediger sich erhob, um der Gemeinde den Seegen des Herrn zu ertheilen, erhoben auch die Schwestern sich, und sanken sich lautweinend in die Arme, und eine tiefe Rührung hatte Alle ergriffen, als der Schlussgesang angestimmt wurde. Nun nahmen auch Anna und Beate ihren Sitz wieder ein, aber nur um ihn nicht wieder zu verlassen, denn der Engel des Todes erbarmte sich ihrer, also dass er sie inmitten ihrer höchsten irdischen Wonne hinwegführte in das himmlische Freudenreich. Eine grosse Bestürzung ergriff die Gemeinde, bald aber erkannte sie, wie wohl den Hingeschiedenen sei, und pries den Herrn. Als sie nun die letzte fromme Pflicht erfüllt, und sie beerdigt hatten, traten die Kirchspielsherren zusammen und beriethen, was sie wohl thun sollten, um das Andenken der beiden Schwestern für ewige Zeiten bei der Gemeinde wach zu erhalten. Da trat der junge Baumeister vor, und sprach: „Mit Verlaub, ihr Herren, wenn es euch genehm wäre, wüsste ich wohl, was zu thun sei. Ich führe den Thurmbau zu Ende; wenn wir aber bis zur Kuppel gelangen, dann lasse ich diese in zwei gerade und schlanke Spitzen auslaufen, und auf eine jede derselben setzen wir eine goldene Krone, die weit hinaus

in das Land und über den Strom leuchte. Auf den Kronen aber bringen wir die Namen der beiden Seligen an, also, dass die eine die „Beaten-Spitze", die andere aber die „Annen-Spitze", genannt werden mag." — Dieser Vorschlag des jungen Baumeisters leuchtete den Kirchspielsherren ein, und als diese denselben in versammelter Gemeinde vortrugen, ward er mit einstimmigem Beifall aufgenommen. — „Und dieser Beschluss", endete der Dichter seine Erzählung, „ward in's Werk gerichtet, und wie Sie sich vor einigen Stunden selbst haben überzeugen können, steht jenes Denkmal noch unversehrt da, obgleich seit den Tagen da Jene, denen es errichtet wurde, und Jene, die es errichten halfen, hingeschieden sind, bereits manche Generation zu Grabe getragen wurde."

Ein fast einstimmiger Beifall folgte dieser einfachen, rührenden Erzählung, die sich besonders die Theilnahme der Damen errang. Jetzt ward es ganz ruhig auf dem Verdeck, und Alles schien in ein ernstes Sinnen verloren. Das Meer glühte hell auf im Mondlicht und bot der leichterregten Phantasie einen unbegränzten Spielraum; eine ganze Schaar von Meerfrauen tauchte aus den Fluthen auf, und der riesige

Wassergott erschien auf seinem Muschelwagen, er schlug mit seinem mächtigen Trident in die stille Fluth und diese blitzte auf in rother, grüner und blauer Farbenpracht, so, dass es erschien, als ob das ganze Reich der *Fata morgana* aus der Tiefe des Meeres aufsteigen und sich den Sehnsüchtigen eröffnen wolle. Eine junge Dame aber sprach leise zum Dichter: „Und die Sage von der Insel Neuwerk, die Sie uns in Ihren Seemanns-Sagen erzählt haben, wollen Sie sie nicht hier wiederholen? Soll sie nicht in dem heutigen Kranze die Dritte sein?"

Alle Uebrigen stimmten ein, und schon schickte Jener sich an, zu erzählen, was längst aller Welt gedruckt übergeben ist, da erscholl die Stimme des Capitains, und mit ihr zerstob die poetische Begeisterung der Passagiere des Patrioten nach allen vier Himmels-Gegenden.

„Helgoland in Sicht!" rief er, und Alles richtete sich hoch empor, um die hohe Felsen-Insel zu schauen, die für diesmal das Ziel unserer Wallfahrt sein sollte

VI.

Landung.

Landung.

Nicht ohne Eigenthümlichkeit ist der Anblick, den Helgoland am hellen Tage gewährt; aber wer diese Insel zuerst bei Nacht ansegelt, kann sich eines leichten Schauers und der flüchtigen Erinnerung an die Alt-Nordische Sagenwelt nicht entschlagen. Wenn das Dampfschiff brausend durch die Fluthen dahin fliegt, lehnt sich der sentimental-poetische Reisende an die Galerie, blickt bald auf die schäumenden Wellen, bald auf das von den Nebeln der Nacht umwallte Felsen-Eiland und träumt sich, ein tapferer Seekönig zu sein, der mit eisernem Kiele das Meer pflügt und dahin zieht, um die von Göttern stammende Geliebte aus der Gewalt eines furchtbaren Riesen zu befreien. Die leicht erregten Wellen tanzen vor dem Schiffe her; wenn sie sich aus der Tiefe emporheben, glänzt die eine Seite dem sternbesäeten Himmel entgegen, und strömt einen Lichtschein von sich, während die

andere Seite in Finsternisss gehüllt ist. Aus diesem beweglichen Chaos, diesem stetem Wechsel von Schatten und Licht, erhebt sich der Felsen von Helgoland. Er ist in Nacht gehüllt, und fast zauberhaft wirkt der Schein der Lichter aus den Häusern am Ufer, während man diese selbst nicht sieht. Die Luft ist still und ruhig, und in dem Augenblicke, wenn der Anker in die Tiefe hinabfährt, rauscht die See kaum hörbar am Ufer empor. Welch' ein Gemurmel dringt an unser Ohr? Es ist vernehmbar, wie das Brausen, das dem Ausbruch des Sturmes vorhergeht, und eine erwartungsvolle Stille hervorruft. Die am Strande versammelte Volksmenge ist es, aus Insulanern und Badegästen bestehend, die sich hier jederzeit bunt durcheinander drängen, wenn ein neues Dampf- oder Packetschiff landet. Die Ersteren erwarten neue Fremden und mit diesen, steigenden Verkehr, lebhafteren Geld-Umsatz; die Anderen sehnen sich nach neuen Freunden, nach Zeitungen, Wechselbriefen und Klatschgeschichten aus der Heimath. — Sobald der Anker des Patrioten in die Tiefe hinabgesenkt ist, liegt dieser schwimmende Koloss auf den Wellen wie gebannt und die Besatzung drängt sich herbei, um die Passagiere sammt ihren Gütern sobald nur immer möglich vom Bord los zu werden. Leicht wäre diese Arbeit be-

schafft, wenn man sie den Leuten allein überliesse, aber die Passagiere drängen sich mit hinzu, und bringen Verwirrung in eine Sache, die sonst in guter Ordnung von Statten ginge. Ein grosser Berg von Koffern, Mantelsäcken, Hutschachteln und anderem Gepäck wird in der Mitte des Verdecks aufgethürmt, und nun stürzt sich Alles darüber her, um zu seinem Eigenthum zu gelangen. Aber wie eine Mauer stellen sich die Matrosen mit abwehrenden Händen den Anstürmenden entgegen:

„Hier nicht, Herrschaften!" —

„Doch, lieber Herr Bootsmann. Ich muss meinen Mantelsack sogleich mitnehmen; obenauf liegt mein Schlafrock!" —

„Herrschaft wird Alles am Lande wiederfinden, hier bekommt keiner etwas!" —

„Das ist aber doch höchst sonderbar! Während der ganzen Reise habe ich meine Effekten nicht mit einem Auge gesehen, und jetzt, da sie mir deutlich vor der Nase liegen, soll ich sie nicht anfassen dürfen? Warum nicht?"

„Schiffsgesetz!" brummt der Matrose und der nach seinem Schlafrock begierige Binnenländer zieht sich kopfschüttelnd zurück; er versteht nicht ganz, was mit dieser Antwort gemeint ist, aber ein dunkles Gefühl

sagt ihm, dass er sich gegen die „Subordination zur See," die er aus Marryats Romanen kennen gelernt hat, nicht wohl auflehnen darf. — Lieber Reisender zur See! Aengstige dich nicht um deiner Sachen willen, sondern steige flugs und fröhlich in das Boot, welches bereit liegt, um dich an's Land zu bringen; wenn alle Passagiere das Schiff verlassen haben, bringt man die Sachen ihnen nach, und thürmt sie in dem Saal des „Conversationshauses" übereinander. Bist du in deinem Quartier angelangt, frägt dein Wirth bescheidentlich nach deinem Namen und der Stückzahl deiner Effekten, und ehe eine Viertelstunde vergeht, bist du in dem Besitz derselben.

Sie rauschen heran die Böte, die uns dem Ufer zuführen sollen. Eine eigenthümliche Scenerie, die sich vor uns entfaltet! — Das Gemurmel am Strande dauert fort, und wandelnde Lichter hüpfen auf demselben hin und her; hoch auf dem Gipfel des Felsens steht der Leuchtthurm und die Lampen desselben strahlen eine feurige Gluth von sich aus. Ueber demselben prangt der Mond und giesst einen zitternden Lichtschimmer um die Insel; aber diese doppelte Beleuchtung, die von hinten auf das Ganze fällt, hüllt den Vordergrund in eine um so undurchdringlichere Finsterniss und das geübteste Auge ist nicht im Stande,

sie zu durchforschen. Von fernher schallen Ruderschläge; sie kommen näher und näher, aber noch immer ist das Boot nicht sichtbar; da blitzt es plötzlich unweit des Vorderbuges auf, und mit grosser Schnelligkeit schiesst ein Boot heran, das nun auch in derselben Secunde vor dem Fallreep liegt.

Ich will der Letzte sein, der das Schiff verlässt; ich muss es sehen, dies Gedränge, dies Stossen, dies Entschuldigen, dies Naserümpfen und Auflachen, wenn Einer dem Andern auf den Fuss tritt, oder ihm den Vorsprung abgewinnt.

„Haben Sie die Güte, meine Damen!" spricht der Capitain mit unerschütterlicher Ruhe und beispielloser Geduld. „Das Boot wartet auf Sie."

„Bitte, Madame Petersen," wendet sich eine Dame zurückweichend zu ihrer Nachbarin, „nehmen Sie den Vortritt." —

„Unter keiner Bedingung, Frau Senatorin! Ich werde Ihnen folgen!"

„Ich kann doch unmöglich zuerst..."

„Ehre dem Ehre gebührt!"

Der Capitain beisst sich in die Lippen, allein er schweigt, denn Damen sind keine Matrosen, aber aus dem Boote vernimmt man einige unartikulirte Laute im Brunsbüttler Styl und nun drängen sich drei zu-

gleich die schmale Schiffstreppe hinab, so dass es ein Wunder ist, wenn sie wohlbehalten unten anlangen.

„Boot voll!" ruft der Führer der Schaluppe und alsobald stösst sie ab; fast in demselben Augenblicke ist sie auch aus dem Gesichtskreis der zurückbleibenden Passagiere entschwunden, während die Ruderschläge noch immer aus der Ferne herüberklingen, und ein neues Boot an den Fallreep legt.

Und Boot an Boot drängt sich vorüber; gespenstisch tritt es aus der Nacht hervor, um gleich darauf wieder in dieselbe hineinzutauchen; lichter werden die Reihen der Passagiere, lauter das Gemurmel am Strande, und als das letzte Boot von dem Steuerbord des Patrioten Abschied nimmt, bleibt das Meer für den Rest der Nacht verwaist, — eine majestätische Wüste!

VII.

Meine Wohnung.

Meine Wohnung.

Wenn du, geduldiger Leser und ermüdeter Reisender, mir von dem Patrioten an's Land gefolgt bist, dann dringe, wenn du nun das Ufer erreichst, getrost auf den Phalanx ein, der sich dir entgegenstellt. Du wirst nicht, wie einst Arnold von Winkelried, eine Mauer von Speeren zu durchbrechen haben, sondern es bildet sich für dich ein freier Durchgang und du siehst dich von neugierigen und dienstwilligen Leuten jedes Standes umgeben. Zwar haben wir nun die seltsame Insel betreten und vor uns erglänzt die See im Mondenschein, — ein überaus erhabenes, des Betrachtens werthes Bild! — aber jetzt gebrauchen wir zuförderst eine Wohnung. Es soll mir nicht daran fehlen! Ein Freund hat mir eine Karte an einen seiner Freunde mitgegeben, der auf Helgoland badet und dieser Herr soll für mein Unterkommen sorgen; ich weiss, wo dieser Herr wohnt und bin weiter nicht

in Sorgen. Apoll beschützt seine Jünger; dies merkte ich auch aus Nachstehendem: Als ich mich der Menschenmasse näherte, die den Strand bedeckte, und diese mit Fragen aller Art auf mich eindrang, rief ich laut:

„Wer kann mir den Weg zu der Wohnung des Lootsen Claus Stoldt zeigen?"

„Ich bin seine Tochter!" sagte ein kleines allerliebstes Kind von ungefähr zwölf Jahren, ergriff meine Hand und führte mich aus dem Gedränge.

„Ei! Das ist ja ganz herrlich! Sage mir, mein Kind, wohnt nicht bei euch unter andern der Kaufmann Lübeck aus Altona?"

„Ich bin dieser Kaufmann Lübeck!" entgegnete mir ein artiger Mann von mittlerer Grösse, der in meiner Nähe stand. „Was steht zu Ihren Diensten?"

„Ei!" rief ich abermals überrascht, und diesmal noch angenehmer. „Verzeihen Sie die eigenthümliche Art, mich Ihnen vorzustellen; mit der Eigenthümlichkeit der Situation. Hier ist mein Creditiv, eine Karte von Ihrem Geschäfts-Genossen, dem ehrenwerthen Herrn R..."

„Sehr angenehm! Nachher mehr von Stand, Namen und dergleichen Ceremonien. Ein Seestrand ist

kein Coursaal. Sie logiren doch mit mir in einem Hause? Kommen Sie, mein Herr!"

Wir erreichten das im Vorland belegene Haus unseres Wirthes und eine freundliche Stube nahm mich auf. —

Ich bin untergebracht; aber ihr vielen Tausend Reisenden, die ihr nach mir kommen werdet, wo wollt ihr untergebracht sein? — Wer recht vornehmen Sinnes ist, und nebenbei seine Börse nicht allzusehr schonen will, der muss bei dem Gastwirth Mohr, in der „Erholung am Strande" einkehren, und er wird daselbst nichts vermissen, was er in dem Gasthof einer grossen Stadt zu finden gewohnt ist. — Die Damen und Herren vom Patrizier-Geschlecht, die eine immerwährende Aussicht auf das unbegränzte Meer lieben, ziehen in die prächtigen Häuser des Fallem, einer Strasse im Oberlande; sie werden diese Gegend ganz besonders gern wählen, weil man von ihr auf alle übrigen Insel-Bewohner vornehm herabsieht. Wer aber bescheidenen Sinnes ist und, gleich mir, Einfachheit mit Bequemlichkeit verbunden liebt, der ziehe, — gleich mir, — in eine der vielen kleinen Lootsen- und Fischer-Wohnungen, die sich sowohl im Ober- als auch im Vorlande befinden.

Die Häuser sind nur klein, aber sehr niedlich ein-

gerichtet; Alles ist hier Niederländisch; in der ganzen Art und Weise der Anordnung erkennt man flugs eine nicht geringe Aehnlichkeit mit den Elbdörfern Neumühlen, Oevelgönne und Blankenese, und dies Alles erinnert wieder an einen Holländischen Strand, wie unsere Marine-Maler ihn so täuschend auf die Leinwand zu übertragen wissen. Die Reinlichkeit, die hier herrscht, ist etwas Ausserordentliches, in dieser Beziehung sollte man sich in der That nach „Alt-Niederland" versetzt glauben. Was würden wohl die Berliner Dienstmägde, dieser Stolz „Alt-Moabits" sagen, wenn sie dieses „Geschaure" sähen? — Mein Zimmer ist so eigenthümlicher Art wie es auf dem Festlande gar keins giebt; es ist allerdings niedrig, aber es ist so wohnlich, wie es kein verschwenderisch eingerichtetes Gastzimmer in dem reichsten Kaufmannshause ist. Ich muss es ein wenig näher beschreiben, damit meine Leser wissen, ob sie ein solches Zimmer beziehen möchten, wenn sie nach Helgoland kommen. Der Fussboden ist „en naturell," das heisst, er ist mit keinem Indischen Teppich belegt, sondern zeigt uns die nackten Dielen, aber diese sind von einer blendenden Weisse, und blank wie ein Spiegel; die Decke ist nicht gewölbt, und ein Nacheiferer Raphaels hat sie nicht mit genialen Fresco-Malereien ver-

ziert, vielmehr ist sie nicht allzuweit von deinem Haupte entfernt, sie ruht auf einigen Querbalken und ist mit einer blaugrauen Farbe angestrichen, aber diese lacht, wie eine Himmelsdecke heiter und licht auf dich herab und unter ihr wandeln nur glückliche Menschen. An den Wänden erblickt man keine Französische Tapeten und Raphael Morghen'sche Kupferstiche, aber dagegen ist sie von oben bis unten mit Bildern bedeckt, die genau eins neben das andere angebracht sind, und unter sich beispiellos harmoniren. Der Farbenwechsel, den sie bieten, ist unbedeutend, das erste Bild ist roth, das zweite blau, das dritte wieder roth und das vierte wieder blau, diese Abwechslung kommt so oft vor, als es Bilder giebt, nämlich ein Paar Hundert Male. Auch die Gegenstände, die sie zeigen, wechseln nicht oft. Das erste stellt einen Mann dar, das zweite eine Frau, Nummer drei ein Haus, Nummer vier einen Baum, Nummer fünf und sechs ein Schiff oder einen Fisch, und wenn diese sechs verschiedenen Dinge nebeneinander angebracht sind, beginnt die angegebene Reihenfolge von Neuem. Manchesmal hat sich der anordnende Künstler auch eine kleine Nachlässigkeit zu schulden kommen lassen, und erst die Frau, dann den Mann aufgestellt, das ist aber unwesentlich. Und was sind das für Bilder? — Sau-

bere Töpferwaare, kleine Holländische gebrannte, bemalte und glaçirte Fliesen, die hier zur Bekleidung der Wände benutzt werden. Das ist aber eigentlich eine Verschwendung; genaue Wirthe bringen diese Verzierung nur in der Gegend des Ofens an; der übrige Theil der Wände erscheint getäfelt und in gleicher Farbe wie die Decke des Zimmers. Das Mobiliar ist nur einfach, aber ebenfalls sehr sauber und zur Bequemlichkeit vollkommen ausreichend, das Bett erglänzt, um mit Clauren zu reden, „blüthenweiss" und gewährt dem müden Reisenden einen trostreichen Anblick.

Ich empfange meinen Mantelsack und den gewünschten Thee. Gleich darauf erscheint mein Wirth, nicht ausdrücklich verlangt, aber sehr willkommen. Sein biederer Empfang hat etwas wohlthuendes; ich lasse mir erzählen, schlürfe meinen Thee, rufe endlich „gute Nacht!" und von den Genüssen des morgenden Tages träumend schlafe ich ein. —

Die Nordsee brummt mir das Wiegenlied.

VIII.

Die Düne.

Die Düne.

Welch' ein eigenthümliches Gefühl ist es, nach einigen Stunden der Ruhe am frühen Morgen auf Helgoland zu erwachen. Man vernimmt noch halb schlaftrunken ein dumpfes Gemurmel, man horcht, stutzt, und sieht verwundert um sich her; da erblickt man die Gemälde, welche die Wände des Schlafzimmers verzieren, man ist plötzlich vollkommen munter, springt von seinem Lager auf und eilt ans Fenster. Welch' ein Anblick! Man sieht einen engbegränzten Strand und gegen dasselbe rauscht die bewegte Nordsee mit tausend leichten Wellen heran. Die wachsame Hausfrau, die mich bereits in der Stube auf und ab rasen hört, schickt mir vorsorglich sogleich Kaffee, aber ich nehme mir kaum die Zeit eine Tasse zu trinken, sondern eile die Treppe hinab und in's Freie. Leicht wird es mir jetzt das Vorland zu überschauen, wo die kleinen Häuserchen in liebenswürdiger Regellosig-

keit durcheinander geworfen sind; sie sind nur leicht gebaut, aber die Bewohner stehen vor der Thür und blicken so trotzig in die See hinein, als ob ihr Häuslein eine Felsenburg wäre, fester und unzerstörbarer, als der Strand, worauf sie erbaut ist. Längs dem Strande befindet sich eine Anzahl von Böten, die zur Ueberfahrt nach der Düne bereit sind. Der Leser muss nun vor allen Dingen wissen, dass man niemals auf Helgoland selbst badet, sondern auf der Düne. Diese liegt in einiger Entfernung ostwärts vom Vorlande, und ist eine kaum zwanzig Fuss von der Meeresfläche sich erhebende Sandbank, die 300 Fuss lang, und ungefähr tausend Fuss breit ist; man fährt jeden Morgen hinüber, um sich in die Arme des Meergottes zu werfen und sich denselben nach einer Viertelstunde neugestärkt zu entwinden.

Die Böte, die zu unserer Ueberfahrt bereit liegen, wetteifern mit den Häusern an Reinlichkeit und von dem Spiegel derselben weht eine dreifarbige Flagge. Ja, Helgoland hat seine tricolore, ohne eine Juli-Revolution gehabt zu haben, und während die Reisenden in das Boot steigen, um sich zur Ueberfahrt anzuschicken, will ich Ihnen die Symbolik der Farben von Helgoland erklären. Der erste Streifen der Insulaner-

Flagge ist grün. Er repräsentirt die Oberfläche des Landes; zwar wächst hier nur sehr Geringes an Garten- und Feldfrüchten, nur wenig Blumen sprossen aus diesem steinigen Boden auf, aber es ist doch etwas Grünes da und der Helgolander entbehrt nicht ganz den trostreichen Gedanken: Nun ist es Frühling! Der zweite Streifen ist roth. Er repräsentirt den Felsen und soll die röthliche Masse desselben vergegenwärtigen. Der dritte Streifen ist weiss. Er repräsentirt den Strand und soll uns an die blendende Weisse des Meersandes erinnern. Den Fremden mit den Lieblingsfarben des Helgolanders geschmückt zu sehen, ist für diesen eine sehr grosse Freude und deshalb sieht man nicht wenig Damen und Herren in die dortige Putzhandlung eilen, wo die Ersteren einen dreifarbigen Leibgürtel, die Letzteren eine dreifarbige Kokarde kaufen, womit sie sich dann auf der Promenade und im Gesellschaftssaal sehen lassen, ohne für Demagogen oder Revolutionaire gehalten zu werden. Ein alter Poet, von dessen Dasein wohl keiner mehr etwas weiss, hat diese Symbolik der Farben in Verse gebracht, und da man Gereimtes in der Regel leichter behält, als Ungereimtes, so will ich sie hierher setzen:

„Grön is dat Land,
Roth is de Rand,
Witt is de Sand,
Dat sünd de Teken van't Helgoland *).

Da es sich immer leichteren Herzens unter einer Flagge fährt, deren Bedeutung man kennt, so hoffe ich, wir werden die Ueberfahrt nach der Düne fröhlichen Muthes vollenden. Der Meeres-Arm, der zwischen der Düne und der Insel fliesst, hat eine Tiefe von 14 bis 16 Fuss, aber wenn man über den Bord hinab sieht, glaubt man, man könne den weissen Sandboden, mit bunten Muscheln und seltsam geformten Steinen bedeckt, mit der Hand greifen. Welch' ein Kristall! Es nimmt mich jetzt nicht mehr Wunder, dass unsere Dichter, die doch sonst so gern nach jedem sich nur irgend darbietenden Vergleich haschen, nicht längst einen Gegenstand aufgefunden haben, den sie mit der Klarheit der See in Verbindung bringen könnten. Es giebt einen solchen nicht, denn sie ist nur mit sich selbst zu vergleichen, und wie das Meer zur Zeit der Aufregung das furchtbarste Element ist,

*) Grün ist das Land,
Roth ist der Rand,
Weiss ist der Strand,
Das sind die Zeichen von Helgoland.

so ist es in dem Moment der Ruhe das sanfteste, das freundlichste. Man wundert sich, dass die See zwischen Insel und Düne nur eine so geringe Tiefe hat, man hört auf sich zu wundern, wenn man erfährt, dass diese Düne vor Zeiten durch eine Erdzunge mit der Insel verbunden war, und ein seltsames Gefühl bemächtigt sich unser, wenn wir lesen, dass die Insel vor mehreren Jahrhunderten eine ausserordentliche Grösse gehabt und sich bis in die Nähe des Festlandes erstreckt haben soll. Man staunt, wenn man die jetzige Grösse der Insel sieht, und in alten Chroniken von den sieben ausgedehnten Kirchspielen liest, die sich einst auf derselben befunden haben sollen. In der That reisst das Meer, das unaufhörlich an diesen Felsen brandet, täglich etwas von demselben ab, um es in die Tiefe zu begraben, und ich bin nicht abgeneigt zu glauben, dass Helgoland vor langen Zeiten so umfangreich gewesen sei, wie es die Chroniken angeben, wie ich mich fest überzeugt halte, dass einst eine Zeit kommen wird, — möge sie noch fern sein! — wo es kein Helgoland mehr geben wird.

Wir erreichen die Düne, und es gilt nun, dieselbe zu durchschreiten, um zu den Badestellen zu gelangen. Bis hierher haben sich Herren und Damen gemeinschaftlich begeben, jetzt aber trennen sie sich;

Bayerische
Staatsbibliothek
München

diese gehen links, jene rechts, um sich später am Ausgangs-Punkt wieder zu finden. Etwas beschwerlich ist der Spatziergang durch den tiefen Sand, desto angenehmer aber ist die Erfrischung, wenn wir den jenseits liegenden festen Strand erreichen, und in einem der Badehäuser Platz nehmen. Man befreit sich nun nach und nach von allen schweren Umhüllungen, lässt sich mit Seewasser besprengen, und stürzt sich endlich kopfüber in die aufschäumende Fluth. Welche Wonne gewährt ein solches Seebad! Welches Entzücken durchströmt den Körper! Wie fühlt man sich gekräftigt und erhoben? Wohl mögen diese Meereswellen dem Kranken zum Lebens-Balsam werden, den Gesunden durchströmen sie mit dem wonnigsten Entzücken.

Weit kräftiger wie vorhin tritt man nach dem Bade den Rückweg an, und nimmt sich nun auch Zeit, ein Wunder zu betrachten, das Gott inmitten dieser vom Meer umspülten Sandwüste gestellt hat. Dies ist ein Brunnen mit süssem Wasser, der diese Eigenschaft auch dann beibehält, wenn bei hohen Sturmfluthen die See von allen Seiten über die Düne hinraset. Dieser Brunnen ist der Trost der Helgolander, wenn im heissen Sommer wochenlang kein Regen fällt und die Cisternen versiegen. Wir erreichen jetzt den kleinen Pa-

Bayerische Staatsbibliothek München

villon, der unfern des Abgangspunktes errichtet ist, um vor der Heimfahrt, wie solches nach dem Bade üblich und heilsam, eine kleine Erfrischung zu nehmen. Ein Gläschen Madeira oder Portwein und ein kleiner Schiffszwieback thun in solchem Falle sehr angenehme Dienste. Nebenbei kann man sich auch das kleine Naturalien-Kabinet des Wirthes besehen und nach Belieben etwas zum Andenken an Helgoland davon kaufen. Es besteht aus seltenen Muscheln, Steinen, Korallen, ausgestopften Seevögeln und anderen Produkten des Meeres. Für eine geringe Summe empfängt man irgend eine Kleinigkeit, die für den Augenblick freilich nur eine Kleinigkeit ist, die aber an Bedeutung gewinnt, je weiter man sich von der See entfernt, und die für die Verehrer „der wallenden Ebene Poseidons" zur Reliquie wird, wenn man sich von dem Staub des Binnenlandes begraben sieht.

IX.

Der Gang um die Insel.

IX.

Der Gang um die Insel.

Jeder geistige Genuss, den der Mensch durch das Auge und das Ohr empfängt, bringt erst dann seine volle Wirkung hervor, wenn zunächst die materiellen Genüsse befriedigt sind. Dies wohl bedenkend, begeben wir uns jetzt, wo es noch früh am Tage ist, nach dem am Strande liegenden Conversations-Hause, um uns unserer Plätze an der Table d'hôte zu versichern, und nachdem dies geschehen, steigen wir langsam, und oft ausruhend, die sehr breite Treppe hinan, die uns in's Oberland führt, das wir bisjetzt noch nicht betreten haben. Die Englische Regierung hat, um ihre Erbauung möglich zu machen, einen ansehnlichen Beitrag gegeben; sie ist durchaus massiv und mit einem Geländer von Gusseisen eingefasst. Die Zahl der Stufen weiss ich nicht mehr genau, diese mag ein Statistiker erwähnen; dagegen will ich einer, Helgoland eigenthümlichen Sitte erwähnen, die sich

an diese Treppe knüpft. Die Helgolander rufen sich, wenn sie sich bei'm Hinauf- und Hinabsteigen begegnen, niemals einander guten Morgen oder guten Abend zu, sondern sie richten bei'm Begegnen die Frage: Boven? Dael? (Hinauf? oder Hinunter?) an sich. Dies geschieht ungefähr in folgender Weise: Der Jüngere fragt, aus Ehrerbietung, den Aeltern in der Regel zuerst.

„Boven?" Das heisst: Willst du hinaufgehen? — Ich setze hierbei voraus, dass der Alte hinaufsteigt, und der Jüngere ihm entgegen kommt; sonst findet natürlich die Frage in entgegengesetzter Folge statt.

„Ja!" antwortet Jener, und fragt seinerseits darauf: „Dael?"

„Ja!" entgegnet der Andere, und Beide setzen nun ihren unterbrochenen Weg fort.

Ich weiss den Ursprung dieser Sitte nicht; meine desfalsige Anfrage ist unbeantwortet geblieben, aber ich darf versichern, dass diese ungewöhnliche Art der Begrüssung einen besondern Eindruck hervorbringt. Uebrigens findet sich der Helgolander angenehm überrascht, von dem Fremden auf diese Weise begrüsst zu werden. Wahrscheinlich ist dieser Gruss vor langen Zeiten schon eingeführt, als man noch vermittelst einer sehr armseligen Treppe auf- und absteigen

musste, um mit Gefahr zu seinem Boote zu gelangen, und man könnte die beiden einfachen Worte ungefähr so umschreiben: „Gelange glücklich nach unten und habe eine gute Fahrt!" und „Sei willkommen aus der See und komme gesund hinauf." Sehr weit wird sich diese Hypothese nicht von der Wahrheit entfernen. Wir erreichen nun ohne alle weitere Vorrede das Oberland, und wollen von diesem aus einen Spaziergang um die Insel vornehmen. Das ist, der Zeit nach, bald geschehen, denn der Umfang ist nur gering, und flinke Beine können in einer halben Stunde Manches thun; aber es drängt sich des Schönen Viel in einen engen Rahmen zusammen, der Anblick des unermesslichen Meeres bleibt stets neu, und wir gewinnen dasselbe immer lieber, je länger wir in dessen Nähe verweilen. Was unsere Heimath ist, oder uns zu einer solchen wird, übt stets eine geheime Zauberkraft über uns aus; der Bewohner der Steppe kann dahin gebracht werden, seine Sandwüste zu lieben, der Küstenbewohner kennt bei allem Mangel, nichts Schöneres als den Anblick des Meeres, der arme Schweizer nichts Erhabeneres als die schneebedeckten Alpen; versetze den Einen in die Heimath des Andern; — und wenn du sie mit allen Gaben des Ueberflusses beschenkst, du hast drei unglückliche Menschen gemacht.

Wenn wir aus den Häuserreihen des Oberlandes in's Freie hinaustreten, übersehen wir die ganze Insel mit einem Blicke. Ich bemerkte schon vorhin, dass die Vegetation hier nur geringe ist; ein Paar kleine Kartoffelfelder und einige Beete mit Gemüse, machen sich bemerkbar, auch wächst an einigen Stellen etwas Gras, und auf dieser sogenannten Wiese gewahrt man eine weidende Kuh oder ein blökendes Schaaf. Nur wenige dieser Thiere sind auf der Insel heimisch, und reichen wohl kaum zum eigentlichen Bedarf aus. Pferde hat man hier gar nicht, und es giebt Insulaner, die, wenn sie nicht bereits nach dem Festlande überschifften, noch kein Pferd gesehen haben. Aus diesem Grunde giebt es auch keine Wagen, und das ist ein gutes Mittel mehr, dem Hochmuthe der Badegäste zu steuern, denn hier muss, ohne Ansehen der Person, Jedermann zu Fusse gehen, so widerwärtig dies auch Manchem erscheinen mag. Auch Bäume, was man so eigentlich Bäume nennt, in deren Schatten man, „umwallt von Blüthenduft" ausruhen möchte, giebt es nicht; nur hier und da steht ein kleiner verkrüppelter Stamm mit einigen mässigen Aesten, und wo er sich vorfindet, ist er gewiss hinlänglich von einer Mauer oder einem andern Gegenstande beschützt. Man hat bereits mehrere Male versucht, im

Vorlande zum Vergnügen der Badegäste eine Allee anzupflanzen, aber umsonst; der nächste Herbst-Orkan machte alle Mühe und Arbeit vergebens. Kleinere Pflanzen gedeihen schon besser, weil man diese sorgfältiger beschützen kann; so habe ich mehrere blühende Rosensträuche und andere Blumen gesehen. Eine schöne junge Helgolanderin schenkte mir ihr reizendes Conterfei, eine in ihrem Garten halbaufgeblühte Centifolie; man wird den Werth eines solchen Geschenkes doppelt schätzen, wenn man sich erinnert, mit welcher unendlichen Sorgfalt die Knospe gepflegt werden musste, ehe sie sich in dieser Pracht entfalten konnte.

Wir wandern nun immer längs dem obern Rand des Felsens hin, und werfen bald einen halben Blick auf das Innere des Landes, bald einen langen auf die wallende, grüne Fläche, um einen Segler zu entdekken, der mit ausgebreiteten, weithin leuchtenden Segeln am fernen Horizonte hinfliegt; eine schwarze, sich langhinziehende Wolke verkündet die Ankunft eines Dampfschiffes, und in weiter Ferne schwimmen einzelne Böte vor ihren Netzen.

Dieser Spaziergang, der bei aller seiner Einförmigkeit einen so reichen Genuss gewährt, wird von den Badegästen vorzugsweise gewählt und darum fehlt es

auch nie an einer reizenden Augenweide, denn wie sehr verhüllt die Damen auch in der Frühe nach dem Bade gehen, auf der Promenade glaubt man in dieser Beziehung in Longchamps oder Regent-parc zu sein.

Wir haben nun das Ende unseres Spazierganges völlig erreicht, und vor uns liegt ein einzelner, von der Insel losgerissener Felsen „Der Mönch", von dem der Leser im nächsten Kapitel ein Geschichtlein oder Märchen vernehmen soll. Hier befindet sich eine Bank, die von den Insulanern „Die Professoren-Bank" genannt wird. Diese Bank ist ein Erzeugniss der neuesten Zeit; sie ist nur von ganz gewöhnlichem Holze, ohne irgend eine Verzierung, ohne Farbe, ja ohne Lehne, aber sie hat bedeutenden Männern einen Ruhepunkt gewährt, denn als vor einigen Jahren die Deutschen Naturforscher Hamburg zum Rendezvous wählten und einen Ausflug nach Helgoland machten, haben mehrere von ihnen den Aufenthalt auf diesem Punkte so reizend gefunden, und ihn so oft besucht, dass man die Bank mit diesen Namen beehrt hat, zur Erinnerung an die wenigen Tage da die Elite der Europäischen Gelehrsamkeit auf diesen Felsen-Eiland weilte.

An einem schönen Juli-Morgen des Jahres 1837 sassen auf derselben Hand in Hand zwei deutsche

Dichter, und schauten auf das Meer hinaus. Sie füllten einen Becher mit schäumendem Weine und leerten ihn auf das Gedeihen ihrer Kunst und eines Vereines treuer Genossen, an denen ihre Seele mit unendlicher Liebe hing. Und als der Becher bis auf den letzten Tropfen geleert war, zerschmetterten sie ihn am Felsenabhang und der Eine sagte: „An dem Tage da diese Scherben, die jetzt in's Meer fallen, sich zu einem Ganzen wieder vereinigen, löse sich jene Vereinigung auf, aber nicht eher." — Und mit diesem herzlichen Wunsche beschlossen sie ihren Spaziergang.

X.

Der Mönch.

Der Mönch.

Inmitten jener reichen und gesegneten Niederungen, die sich zwischen der Elbe und der Weser erstrecken, lebte einst ein mächtiger Edelmann, der der Erbe eines reichen und uralten Hauses war. Er besass viele gute Eigenschaften, wie sie einem Ritter wohlanständig waren; seine Tapferkeit, seine Gastfreundschaft wurden weit und breit gerühmt, und Alles wäre gut gewesen, wenn nicht sein ungemessener Stolz, — man durfte ihn wohl dünkelhaften Hochmuth nennen, — wieder Alles verdorben hätte. So würde man am Ende den Ritter, trotz seiner gerühmten Tugenden ganz und gar sich selbst überlassen haben, wenn nicht in der Burg eine Jungfrau, — des Ritters einzige Tochter, — geweilt hätte, die an reizender Anmuth und frommem bescheidenen Wesen alle andern Jungfrauen des Landes weit überstrahlte. Der Vater hatte das grosse Glück wohl erkannt, was ihm mit diesem reizenden Mägdlein, der schönen Kuni-

gunde, geworden war, aber anstatt, dass er dafür sich hätte in demuthsvoller Freude vor Gott beugen sollen, wurde er nur noch übermüthiger, und gelobte sich, für seine Kunigunde einen Eidam zu suchen, der sie auf einen Thron führen könne. Er theilte diese Absicht dem lieblichen Kinde mit, das aber die hochfahrenden Pläne des Vaters mit Furcht anhörte, und dann jedes Mal sagte: „Wie Gott will, und du mein Vater gebietest!"

Eines Tages ritt der Edelmann durch den nahen Wald, mit einem zahlreichen Gefolge. Er hatte seine Jagdlust gebüsst und war auf der Heimkehr begriffen, da gewahrte er, unter einer Eiche, einen Jüngling von überaus zarter und lieblicher Gestalt, bekleidet mit einem hellfarbigen Gewande, einem Barett mit wallenden Federn auf dem Haupte, und einem Schwerdt an der Seite. Unfern von ihm weidete sein milchweisses Ross, das sich oft mit klugem Auge nach seinem Herrn umsah und ihn zum Weiterziehn ermahnen wollte. Der Jüngling aber, in seltsame Gedanken aller Art vertieft, achtete nicht darauf, und fuhr erst aus seinem Sinnen empor, als er den Edelmann mit seinem Jagdgefolge sich nähern hörte. Alsobald stand er auf, ging dem Herrn einige Schritte entgegen und sagte mit einer tiefen Verneigung:

„Verzeiht, vieledler Herr, wenn ich mir die Freiheit genommen, mich in Euerm Forste zu lagern und mein Rösslein darin weiden zu lassen, aber ich war von der rechten Strasse abgekommen und zum Weiterziehen zu ermüdet."

„Macht Euch deshalb keine Sorge," entgegnete der Edelmann, mit so vieler Freundlichkeit, als seine stolze Sinnesart es zuliess, „man soll Euch wieder auf den rechten Weg zurückführen, und wenn Ihr Euch auf meiner Burg mit einem Imbiss bewirthen lassen wollt, so schliesst Euch meinem Zuge an. Ihr sollt willkommen sein."

Mit diesen Worten trabte er fürbass, der ganze Zug hinter ihm drein, und der junge Fremdling schloss sich demselben an. Als sie nun auf der Burg des Edelmannes anlangten, ward der Gast der Sorge des Burgvoigts überwiesen, von diesem in ein Gemach geführt und bald darauf zur Tafel entboten. Hier erblickte er das Fräulein Kunigunde, und sogleich hatte er Speise und Trank vergessen. Er verlor sich in dem Anblick ihrer Schönheit, und fühlte mit dem innigsten Entzücken sein Herz in Liebe entbrennen. Auch Kunigunden schien die Erscheinung des fremden Gastes nicht unlieb zu sein; ihr Auge ruhte mit Wohlgefallen auf der jugendlich kräftigen Gestalt,

ihr Ohr horchte eifrig seiner zierlichen, wohlgesetzten Rede, und ihr Mund gab bereitwillig die erwünschte Antwort. Der Vater hörte diese Unterhaltung mit vieler Unlust an, zumal er von seinem Gaste nichts wusste, als was er mit den Augen sehen konnte, nämlich dass diesem ein adliches Wesen eigen war. Er suchte also das weitere Gespräch zu hindern, und wandte sich zu dem Jüngling mit folgenden Worten:

„Mit Gunst, Herr Gast; es will mich bedünken, als ob Eure Irrfahrten Euch nicht besonders hungrig und durstig gemacht hätten, sonst würdet Ihr meiner Tafel mehr Ehre erweisen. Aber da wir nun so friedlich beisammen sitzen und der Wein die Zunge zu lösen beginnt, so wüsste ich gerne, wenn anders kein Gelübde es verhindert, wen ich vor mir sehe, damit ich weiss, wem ich danken soll, dass er meine Gastfreundschaft angenommen hat?"

Da stand der junge Mann auf, verneigte sich gegen seinen Wirth und antwortete diesem mit heiterem Tone: „Ihr seid Herr der Burg und habt das Recht zu erfahren, wen ihr darin beherbergt; mir thut es nur leid, dass ich Euch nicht Alles sagen darf, was Ihr billig wissen solltet; aber es ist ein Geheimniss mit mir, dass ich nicht lösen darf. Wisset, ich bin ein ebenbürtiger Mann; ich treibe ein königlich Ge-

werbe, und man hat mich wie einen König geehrt. Dies Haupt hat eine Krone bedeckt, und nur der Verrath hat mir dieselbe entrissen, aber ich bin gerüstet, sie mir wieder zu erobern, und will mein Haupt nicht ruhig niederlegen, bis dies geschehen ist."

Als der Edelmann eine solche Rede vernahm, glaubte er nicht anders, als einen König vor sich zu sehen, der von übermüthigen Vasallen vom Throne gestossen sei, und der sich jetzt bereite, diese für ihren Verrath zu züchtigen. Er gedachte seines Gelübdes, Kunigunde nur mit einem Königssohne zu vermählen, und pries in der Stille sein Geschick, das seine Entwürfe so sehr begünstige. Sein ganzes Wesen verwandelte sich plötzlich; mit grosser Unterwürfigkeit wandte er sich an seinen Gast, und sprach: „Ich danke Euch ehrerbietigst für das Vertrauen, womit Ihr mich beehrt. Ich weiss halbe Worte zu deuten und will nicht in Euer Geheimniss dringen. Bleibt, so lange es Euch auf meiner Burg gefällt; Alles, ich nicht ausgenommen, ist darin zu Eurem Befehl, und wenn ich Euch früher oder später, bei Eurer ritterlichen Unternehmung Dienste leisten kann, so befehlt nur, und ich will thun was ich kann, um mir Eure Zufriedenheit zu erwerben." Und mit diesen überaus höflichen Worten ging er hinaus, liess die beiden jun-

gen Leute miteinander allein, und gab Befehl, dem jungen, vornehmen Fremden mit der grössten Ehrerbietung zu begegnen.

Viele Tage waren indess verflossen, ohne dass der Jüngling an seine Abreise dachte. Er war in heisser Liebe zu Kunigunden entbrannt und auch diese hatte ihm ihr ganzes Herz zugewendet. Beide tauschten die Gelübde ewiger Liebe und Treue gegen einander aus, und begaben sieh dann Hand in Hand zum Vater, damit er ihren Bund segnen möge. Dieser hörte das Begehr der Liebenden freundlich an, und antwortete endlich zu seinem Gaste gewendet: „Ich habe Euch meine Burg geöffnet und Euch mit allen Ehren empfangen; ich habe Euch meine Hülfe angeboten, wenn Euch ein starker und mächtiger Arm von Nutzen sein könnte; alles dieses habe ich gethan, ohne in Euch zu dringen, mir zu offenbaren wer Ihr seid, und völlig zufrieden mit dem, was Ihr mir selbst gesagt habt. Jetzt aber, da Ihr das Theuerste nnd Kostbarste von mir begehrt, was ich auf Erden besitze, müsst Ihr mir gerade heraussagen, wer Ihr seid. Darum, Herr Gast, hebt den Schleier auf, der Euch verbirgt, und sagt, welchen glorreichen Namen Ihr führt, und wie das Reich genannt wird, aus welchem abtrünnige Vasallen Euch vertrieben haben?"

„Ei, edler Herr!" entgegnete der Jüngling, wie mit Purpur übergossen, und wusste nicht, ob er, des seltsamen Missverständnisses wegen, lachen oder sich härmen sollte. „Ihr habt es mit meiner Aussage, worin übrigens nichts Betrügerisches war, doch auch gar zu genau genommen. Hättet Ihr nur näher nachgeforscht, ich würde es Euch wohl deutlicher erklärt haben, da Ihr aber schwieget, so dachte ich, Ihr hättet mich verstanden. Wohl herrsche ich in einem grossen Reiche, vielleicht in dem grössten der Welt, denn ich bin ein Sänger und das ganze Reich der Poesie ist meine Heimath; wohl bin ich einem Könige gleich gekrönt, denn ich sang vor dem Kaiser mit vielen andern Kunstgenossen gar zierliche und kunstreiche Weisen, und als ich den Sieg davongetragen hatte, drückte Kaiserliche Majestät mir selbst die goldene Lorbeerkrone auf das Haupt; nachher haben meine Feinde mich arglistiger Weise wieder um dies Zeichen kaiserlicher Gunst gebracht, aber ich reite jetzt hinab gen Augsburg zu einem grossen Wettsingen und will mir meine Lorbeerkrone wohl wieder erstreiten. Im Uebrigen aber heisse ich Walter von Kauffungen und bin der Sohn eines armen Ritters aus Schwaben.

Als der Ritter diese Worte vernommen, ergriff

ihn ein namenloser Zorn; er rief den Burgvoigt herbei, und befahl ihm, dem Fremden jeden Schimpf anzuthun, und ihn dann, gleich einem ehrlosen Diebe aus dem Burgthor zu werfen. Alsobald ergriffen ihn die Knechte und schleppten ihn hinaus; weil er sich aber durch seine adlichen und einnehmenden Sitten die Herzen aller Insassen erworben hatte, so thaten sie ihm nichts, und liessen ihn heimlich aus einem Nebenpförtlein, brachten ihm sein milchweisses Ross und ermahnten ihn, sich eiligst aufzumachen. Dies geschah, und Walter sprengte in rasender Eile querfeldein, bis endlich, mitten auf einer Haide, das Ross todmüde zusammensank und der Reiter aus dem Sattel fiel.

Walter grollte mit dem Schicksal, das ihm ein so reizendes Glück nur darum in der Nähe gezeigt habe, um es ihm für immer wieder zu entreissen. Sein Herz wollte vor Schmerz und Kummer brechen, denn er liebte Kunigunde wahrhaftiglich, und verzweifelte fast in dieser trostlosen Lage. Da vernahm er plötzlich ein furchtbares Getöse, der Erdboden barst auseinander, und eine dichte Rauchwolke stieg aus dem Spalt hervor. Die Wolke aber gestaltete sich nach und nach zu einem unförmlichen Riesenhaupte, das glotzte ihn mit seinen feurigen Augen an, und hauchte

ihm glühenden Athem zu. Und als der Jüngling sich entsetzt abwande, riss die Erscheinung den Mund weit auf und sprach mit gewaltig tönender Stimme: „Ich bin gesendet von dem, in dessen Hand das Geschick der Menschen gegeben ist; er hat deinen Kummer erkannt, und du hast sein Mitleid erregt, darum sage, dass er dir helfen soll, und dir wird geholfen sein."

Da erhob sich Walter, sah die Erscheinung fest an und sprach: „Hebe dich weg von mir! Ich habe nichts gemein mit Satans-Boten der Unterwelt! Mein Geschick ruht in Gottes Hand; ihm vertraue ich, ihm sei Lob, Ehre und Preis in Ewigkeit, Amen!" Und als er diese Worte sprach und dazu das Zeichen des Kreuzes machte, versank die Erscheinung mit einem donnerähnlichen Getöse. Walter fiel auf die Kniee und dankte Gott, dass er ihn aus den Händen des Teufels erlöst hätte, und als er darauf reinen Sinnes geworden war, und wohl einsah, dass er Kunigunde niemals von ihrem Vater erhalten werde, so wie, dass es ohne ihren Besitz für ihn kein Erdenglück mehr gebe, setzte er seinen Weg weiter fort, bis zum nächsten Kloster, verlangte zum Prior geführt zu werden, und als er vor diesem stand, offenbarte er ihm seinen tiefen Kummer und bat dann knieend als Layenbruder aufgenommen zu werden. Dieser Wunsch ward ihm

gewährt, und Walter schied mit diesem Tage von der Erde, denn als er sein Probejahr glücklich überstanden, leistete er sein Gelübde und ward feierlich in den Orden aufgenommen. Wenige Tage nach seiner Aufnahme ward er von dem Prior mit einem Auftrage in die nahe Stadt geschickt. Er entledigte sich des Geschäftes wohl und als er gegen Abend wieder in die Nähe des Klosters kam, sah er etwas vor sich im Grase schimmern. Er hob es auf und glaubte vor Schreck in die Erde zu sinken, als er das Conterfei seiner heissgeliebten Kunigunde erkannte. In dem ersten Augenblicke der Ueberraschung presste er es an seine Lippen, und eine wilde Gluth durchrieselte seinen Körper. Als aber bald darauf sein Bewusstsein zurückkehrte, ermannte er sich, und versuchte das Bild von sich zu schleudern, aber umsonst, er wurde dessen nicht ledig, wie durch einen Zauber schien es in seine Hand gebannt zu sein. Unwillkührlich heftete sich sein Auge wieder auf das Bildniss, und es war ihm, als ob er ganz deutlich Kunigundens Stimme hörte, die ihm zurief: „Rette mich! Rette mich!" Von Angst getrieben eilte er fort, und erreichte todesmatt sein Kloster, aber als er auf sein Lager sank nud seine Augen sich schon schlossen, sah er noch das Bildniss neben sich liegen und hörte noch Kunigundens Jam-

merlaut: „Rette mich! Rette mich!" Von diesem Tage an war Walter wie umgewandelt, er hatte keine Lust am Gebet und an der Arbeit, er wies die Trostsprüche der Brüder von sich, und schlug die Ermahnungen des Abtes in den Wind, er irrte unstätt und flüchtig umher; gütige Behandlung machte keinen Eindruck auf ihn, und Strafe verhärtete sein Gemüth nur noch mehr. Er benutzte jede sich darbietende Gelegenheit, dem Zwang der Klostermauern zu entrinnen und tobte dann so lange ohne Zweck und Ziel im Freien umher, bis Hunger und Ermattung ihn wieder heimführten. — So sank er einstmals, bis zum Tode ermattet, am Eingange eines Gehölzes zu Boden; das Licht das in der Klosterkirche brannte, schimmerte zu ihm herüber, aber er vermochte diese nicht zu erreichen. Da bemerkte er plötzlich an seiner Seite einen Mann von etwas possirlichem Ansehen, der trug ein Rittergewand, hatte auf dem Kopfe einen Hut mit einer rothen Hahnenfeder, und ein seltsam leuchtendes Schwerdt an der Seite. Dieser ergriff den schwankenden Mönch, hielt ihm das müde Haupt und reichte ihm einen Becher starkduftenden Weines. Begierig ergriff Walter die dargebotene Spende, und stürzte den Gluthtrank in sich hinein. Zusehends erholte er sich, neues Leben durchrieselte seine Adern, aber mit zehnfacher

Stärke waren auch wiederum alle frühern Leidenschaften in ihm erwacht. Er sprang auf, sah seinen Helfer an, und fragte hastig: „Wer seid Ihr?"

„Ein Freund," entgegnete der Fremde, „der es nicht ertragen konnte, zu sehen, dass der Stolz eines Vaters das Liebes- und Lebensglück zweier Menschen zerriss, indem er sie trennte, und der dir wieder zum Besitz des geliebten Gegenstandes verhelfen will, wenn du Muth genug hast, ihn dir zu erringen."

„Ich will Alles thun, was in meiner Macht steht," entgegnete Walter, „um die Aermste zu retten, aber was vermag ich, ein armes Mönchlein im Kampfe mit einem mächtigen Edelmann?"

„Du darfst nur sagen, du willst," antwortete ihm der Fremde, „und du wirst mächtige Freunde finden, die sich deiner erbarmen und dir beistehen."

In diesem Augenblicke war es dem Mönch; als höre er Kunigundens herzzerreissende Stimme: „Rette mich! Rette mich!" und in seiner Hand erblickte er plötzlich das Bild der Geliebten, das in dieser Minute einen so gewaltigen Eindruck auf ihn machte, dass er nicht im Stande war, sich von demselben loszureissen. Während er im Anschauen versunken da stand, näherte sich ihm der Fremde, legte den Mund an sein Ohr und flüsterte ihm zu: „Sie schmachtet in

Jammer und Elend; als du die Burg verlassen hattest, wüthete der Vater noch eine geraume Zeit fort, und drohte seiner Tochter, sie lebendig vermauern zu lassen, wenn sie nicht ihm gehorche, und dem Manne ihre Hand reiche, den er ihr zuführen werde. Aus Furcht sagte sie Ja, und erfuhr, dass sich ein grosser und mächtiger Mann um sie beworben habe, der bereits mit einer Grafschaft belehnt sei, und bei des Kaisers Majestät in hohen Gnaden stehe. Als aber dieser Graf selbst kam, und sie einen alten widerwärtigen Greis sah, dem der Vater ihre blühende Jugend verkaufen wollte, wandte sie sich voll Widerwillen ab, und erklärte laut, ihrer ersten Liebe treu bleiben zu wollen. Da entbrannte des Vaters Zorn aufs Neue, er eilte mit ihr fort zum öden Seestrande, und weiter hinaus nach der Felseninsel Helgoland, wo ein Einsiedler haust, der allerlei Zauberkünste treibt, damit dieser das Herz der Tochter wandle. Dort sitzt sie nun in einem Tempel von Kristall gefangen, den der Zauberer über sie gewölbt hat. Aber sein Zauber vermag nichts über sie, denn sie lässt nicht von dir, ihre Lippe nennt deinen Namen, und wenn sie singt, tönt es an der kristallenen Kuppel wieder und rauscht bis auf die See hinaus. Aber

sie schwindet täglich mehr hin, und wenn ihr nicht bald Hülfe naht, wird sie es nicht überleben."

Diese Worte machten einen so gewaltigen Eindruck auf Walter, dass er laut ausrief. „Ich will! Ich will!"

„Nun gut!" sprach der Fremde mit Grinsen, „dann bedarf es nur, dass du dies unmännliche Gewand zerreissest, und ausrufest: „Der Teufel helfe mir!"

Und von tausend Höllenqualen gefoltert, seiner Sinne nicht mächtig, von einem höllischen Feuer durchströmt, packte er sein heiliges Gewand mit beiden Händen, riss es von oben bis unten auseinander, und schrie mit gellendem Tone: „Der Teufel helfe mir!"

„Hier ist er, Kamerad!" antwortete der Fremde mit einem boshaften Hohnlachen, und schwang sich mit dem lästernden Mönch in die Luft.

In der unmittelbaren Nähe der Insel rauschte der Teufel mit seinem Gefährten, den Mönch, herab, und setzte ihn vor sich nieder. Dann zeigte er auf eine hohe, kristallene Kuppel, die von zwei Salamandern erhellt wurde, und worin Kunigunde weilte. „Du magst dich jetzt an dem Anblick deiner Liebsten ergötzen, aber sprich kein Wort, bis ich wiederkehre,

ich gehe, um einen Stein zu holen, womit ich jene Zauber-Kuppel zerschmettern kann."

Kaum sah sich der Mönch allein, als Kunigunde einen einfachen Gesang begann, der ihn bis in das Innerste des Gemüthes rührte. Er wurde tief bewegt, gedachte seines Treubruches gegen Gott und des Schimpfs, den er seinem heiligen Gewande angethan; sein Herz klopfte mächtig vor Furcht und Angst und drohte, ihm schier die Brust zu zersprengen. Da gewahrte er den bösen Feind, der mit einem grossen Steine durch die Lüfte daher schwebte. Und als er sah, wie er sich herabsenkte, warf er sich auf die Kniee und rief im Tone der Verzweiflung: „Errette mich, Herr und Gott, und erhöre den Sünder, der sich aufs Neue voll Reue und Busse zu dir wendet. Erhöre mich um deiner ewigen Barmherzigkeit willen, und du, Kunigunde, bete für den verlornen Freund."

Da zersprang die kristallene Kuppel mit melodischem Tone; Kunigunde schwebte in der Gestalt eines Engels zu ihm nieder, und sank betend an seine Seite.

Als der böse Feind dies gewahrte, ergriff ihn eine ohnmächtige Wuth, er stiess ein furchtbares Gebrüll aus und liess den Stein fallen, der den büssenden

Mönch und den betenden Engel begrub, und rings um denselben schäumte alsobald die See hoch empor.

Der Stein steht noch immer auf derselben Stelle, wohin ihn der Teufel geworfen; seit Menschengedenken heisst er noch immer der Mönch, aber die Sage, der er diesen Namen verdankt, ist fast von Jedermann vergessen *).

*) Und auch der Stein steht seit einem Jahre nicht mehr aufrecht; in einer furchtbaren Sturmesnacht stürzte er zusammen. Vielleicht sind nun Walter und Kunigunde im Paradiese mit einander vereinigt.

XI.

Ben-Lommond.

Ben-Lommond.

Meine gelehrten Leser kennen den Ben-Johnson und noch viele andere Ben's gelehrten oder kriegerischen Andenkens, aber den Ben-Lommond kennen sie schwerlich, wenn sie der Zufall nicht auf das Felsen-Eiland Helgoland oder nach Bremen führte. Dieser Ben-Lommond ist ein ziemlich grosses und ungeschlachtes Dampfboot, das von der Weser herkommt und Passagiere bringt und holt. Es ist ein plumpes, unförmliches Ding, das durchaus keinen angenehmen Eindruck macht, dessen innere Einrichtung und Construction ich nicht kenne, die aber beide nicht viel werth sein müssen, denn als ich ihn zuerst sah, nahte er sich mit schlichtem Wasser und günstigem Stromgange der Insel, ohne sonderlich scharf von der Stelle zu rücken. Darum ist sein Verdeck auch immer ziemlich leer von Passagieren; wer sich dieser Gelegenheit nicht nothgedrungen bedienen muss,

wählt eine andere, und die Actien des Ben-Lommond, wenn anders welche auf ihn gezeichnet sind, mögen wohl mit den Karlistischen und Miguelitischen Anleihen gleichen Cours halten.

Ich würde von dem Ben-Lommond nicht geredet, noch vielweniger ihn zur Ueberschrift — beileibe nicht zum ausschliesslichen Gegenstande — eines besondern Kapitels gewählt haben, aber es knüpft sich noch eine andere Betrachtung daran, die ich nicht übergehen möchte.

Zur Zeit, als ich mich auf der Insel befand, hielt sich auf derselben ein vornehmer Mann auf, der eine Art von mediatisirten Fürsten war, und sich hier in sein früheres Reich versetzt glaubte, weil der Umfang desselben und derjenige der Insel sich ungefähr glichen. Dieser Herr lebte hier um seiner Gesundheit willen, und hatte es binnen kurzer Zeit dahin gebracht, — nicht dass er gesund geworden war, sondern dass es keinen Insulaner mehr gab, der ihm nicht gram war, und keinen Badegast, der ihm nicht auswich, letzteres nicht blos aus Höflichkeit. Ich habe, als ich Alles gehört hatte, was man mir von diesem Manne, zu erzählen wusste, denselben eher bedauert, als dass ich ihm böse geworden wäre. Sein ungemessner Stolz, sein schrankenloser Hochmuth mussten ihn hier,

wo er zu seinem Umgange keine Ebenbürtige hatte, unglücklich machen, denn er war, während seiner ganzen Curzeit auf diesem Felsen, auf welchem für die Dauer nur durch Geselligkeit der Aufenthalt angenehm wird, auf den Umgang mit sich selbst beschränkt gewesen, und er konnte mit Philipp II. sagen:

„Ich bin, ich selbst, allein!"

Ich zweifle, ob der Mann einen günstigen Augenblick fand, um ein erquickendes Seebad zu nehmen, da er es nicht über sich gewinnen konnte, in Gegenwart Anderer zu baden; er mag selten die Freude eines angenehmen Spazierganges gehabt haben, denn er blieb zu Hause, wenn er fürchten musste, Jemandem zu begegnen, und wann wäre dies auf Helgoland nicht der Fall? — So lebt nun dieser Mann, der sich selbst und Andern das Leben verbitterte, in dem Andenken der Insulaner fort, nachdem er ihr Eiland längst verlassen hat, vorausgesetzt, das Letzteres bis dato geschehen ist. Er konnte sich nämlich nicht entschliessen, gemeinschaftlich mit den 200 Passagieren des Patrioten nach Hamburg zu fahren, und liess deshalb bei dem Capitain des kurz vorher angelangten Ben-Lommond anfragen, ob dieser ihn, — aber auch nur ihn allein, — nach dem Festlande übersetzen wolle? Der Capitain des Ben-Lommond

aber, der ein weit tüchtigerer Mann ist, als das Schiff, das die Ehre hat, von ihm kommandirt zu werden, liess antworten: „Er könne diesen Wunsch nicht erfüllen; der Herr möge nur in Gesellschaft der übrigen Passagiere oder gar nicht mit ihm fahren." Jener Herr blieb also für dieses Mal zurück; ich weiss nicht auf wie lange; ich für meinen Theil nehme hier auf immer von ihm Abschied, kann aber der Versuchung nicht widerstehen, hier einen alten Liedervers zu recitiren, der mir zum Oeftern zwischen die Zähne kommt:

„Gieb Regen, Herr und Sonnenschein,
Für Reuss und Schleiz und Lobenstein,
Und woll'n die Andern auch was ha'n,
Da mögen sie dir es selber sa'n."

Wahrlich, man kann den kalten, fühllosen Egoismus nicht besser charakterisiren.

Was inmitten einer grossen Handelsstadt bedeutungslos an uns vorüber geht, das wird an kleinen Orten zu einem Gegenstande von Wichtigkeit. Darum fuhren wir auch aus unserer Sieste auf, als wir den Ruf vernahmen: „Das Bremer Dampfboot, der Ben-Lommond naht sich!" Der Strand war alsobald mit Menschen angefüllt, und Alle richteten ihr Auge auf das bezeichnete Schiff, das sich jede denkbare Mühe

gab, den Strom in möglichster Eile zu erreichen. Auf einmal verbreitete sich das Gerücht, der Kronprinz von Baiern sei am Bord, und wolle einige Zeit auf Helgoland zubringen. Dies Gerücht bestätigte sich, als die Kanonen gelöst wurden, die sich auf der Insel befinden, und die Musiker sich am Landungsplatze sammelten, um den Prinzen mit einer Fanfare, einem Tousche, oder was sonst in ihren Kräften stand, zu begrüssen. Was die Insulaner überhaupt in diesem Augenblick dachten, weiss ich nicht, aber in meiner Nähe äusserte Mancher die Besorgniss, wie stolz erst der Erbe eines grossen deutschen Thrones sein müsse, wenn schon der Erbe keines Thrones so bedeutende Prätensionen mache. Unterdessen nahte sich die Schaluppe des Ben-Lommond, die den edlen deutschen Königssohn dem Strande zuführte, die Kanonen donnerten, die Musikanten strengten sich nach Möglichkeit an, und die Insulaner liessen ein kräftiges Hurrah ertönen. Noch ehe der Prinz die Schaluppe verliess, grüsste er bereits mit freundlicher Herablassung nach allen Seiten; er betrat das Ufer mit Leichtigkeit, ging langsam durch die dichtgedrängten Reihen, die ihm ehrerbietig Platz machten, er stand oft still, um irgend Jemandem einige freundliche Worte zu sagen, und als er sich

der grossen Treppe zuwandte, um zu seiner Wohnung auf dem Fallem hinaufzusteigen, hatte er bereits die Herzen Aller gewonnen.

Der deutsche Königssohn, der der Stolz und die Hoffnung eines ganzen Landes ist, und die ehrfurchtsvolle Bewunderung des ganzen deutschen Vaterlandes geniesst, weiss sehr wohl, dass die wahre Grösse und die ächte Würde sich nur dann in ihrem schönsten Glanze zeigen, wenn sie nicht in äussern Formen zur Schau getragen werden.

XIII.

Fahrt um Helgoland

XIII.

Fahrt um Helgoland.

Allmählig naht die Zeit heran, da man sich zur Table d'hôte begiebt, und die verschiedenen Säle und Zimmer, wo eine solche abgehalten wird, füllen sich mit Hungernden und Durstenden. Soviel ich zu bemerken Gelegenheit gehabt habe, hat die Table d'hôte im Conversationshause, — reisebewanderte Leute wollen wissen, dies sei mit den übrigen Gasttafeln auf der Insel auch der Fall, — viel Uebereinstimmendes mit denen der meisten See- und Landstädte, und darum bin ich einer näheren Mittheilung überhoben, denn wer hätte nicht schon an einer Table d'hôte gesessen. Aber einen Vorzug hat dieser Tisch doch vor tausend andern, denn der Steinbutt und der Hummer werden hier so frisch servirt, als sie aus der See gefangen werden. Dies ist eine für den Gastronomen sehr wichtige Notiz; diejenigen, welche dergleichen nicht essen, bitte ich dieser Zeile wegen um Verzeihung.

Das letzte Glas Champagner, — es hat eine Zeit gegeben, da auf Helgoland kein Champagner getrunken wurde, — ist geleert, die Gesellschaft erhebt sich, und wir begeben uns in's Freie. Die Bequemsten setzen sich auf die Bänke vor der Thür, zünden eine Zigarre an und schlürfen behaglich ihren Kaffee, Andere entschliessen sich zum Spazierengehen, noch Kühnere steigen sogar die Treppe hinan in's Oberland, eine grosse Anzahl aber begiebt sich nach dem Strand und in die dort bereit liegenden Böte.

Es gilt eine Fahrt um die Insel.

Die grossen, reinlichen und bequemen Böte, die uns des Morgens nach der Düne zum Bade und wieder zurückbringen, sind jetzt am Strande aufgestellt, um alle diejenigen, welche Lust und Belieben daran finden, zu Wasser um das Felsen-Eiland zu führen. Was wir des Morgens zu Lande thaten, das geschieht jetzt zu Wasser; vorher sahen wir vom Felsen herab, jetzt sehen wir zu ihm hinauf, früher vergossen wir mitten im Genuss perlenden Schweiss, jetzt fächelt uns ein kühlender Seewind das glühende Gesicht. Bald hat sich auf gut Glück eine Gesellschaft zusammengefunden, und das Boot stösst vom Strande ab. Ah! Wie so sanft es über die Wellen hingleitet! Man wird leise gewiegt von ihnen, und lehnt über den Bord

hinaus; das Auge forscht nach den Geimnissen der Tiefe. Aber hier hat das Meer keine Geheimnisse, denn fast noch durchsichtiger als am Morgen erscheint mir dieser Kristall, und man erkennt die Gegenstände, die den Boden bedecken, bis auf das geringste Detail; ein Fisch flieht erschrocken tief unter dem Kiel des Bootes hin, ich sehe deutlich, wie er seine Flossen bewegt und folge ihm eine ziemliche Weile mit den Augen. Und wie ich so über den Bord hinauslehne, und die Töne einer Harfe vernehme, die in einem der nachfolgenden Böte gespielt wurde, erwacht in mir die ganze poetische Sagenwelt des atlantischen Oceans und der nördlichen Meere. Vor mir auf tauchen der „fliegende Holländer" und der zitternde „man of war" „die Meeresfee" gleitet an mir vorüber und der „Riese des Sundes" streckt sein Felsenhaupt aus der Tiefe empor, und schüttelt die zischenden Schlangen die es bedecken *). Wohin führt die Phantasie den Dichter, der rings umher von guten, wackern, aber prosaischen Freunden umgeben ist? —

Man erweckt mich aus meinem Sinnen, und halb unzufrieden, halb verwirrt empfange ich aus schöner Da-

*) Vergl. Seemannssagen und Schiffermährchen. Mitgetheilt von H. Smidt. 2 Bde.

menhand ein Glas kühlende Limonade. Ich kehre zu der Wirklichkeit zurück und das Auge richtet sich wieder auf die nächste Umgebung, auf die Gesellschaft im Boot und auf den Felsen, den wir jetzt umfahren. Du gutes, liebes, biederes Helgoland! Jetzt, wo man dich in der Nähe betrachtet, und dich von allen Seiten umkreiset, jetzt wird es mir immer deutlicher, dass deines Bleibens auf Erden nicht lange mehr ist, die gefrässigen Wellen nagen rastlos an deinem Felsgebein und werden nicht ruhen, bis sie dich aus deiner sichern Höhe herab und in der Tiefe begraben haben. — Die Fahrt selbst geht, um beiläufig auch eine geographisch-statistische Notiz fallen zu lassen, vom Vorlande rechts um die Insel herum, und man gelangt, nachdem man die südlichste Spitze von Helgoland umschifft hat, — man nennt sie das „Sandhorn," zuerst nach der grossen Höhle „Yung Gatt" und darauf zu einer andern, noch bemerkenswertheren „Möhrmers Gatt." — Nun ist's aber genug mit der Geographie und Statistik, und ich habe grosse Lust wieder in eine poetische Entzückung zu verfallen, namentlich in dem Augenblicke, wo das Boot unweit von dem Eingange von Möhrmers Gatt anlegt und wir diese Höhle nun ganz in der Nähe schauen. Mit einem Sprunge bin ich am Lande und

klettere über die einzelnen Felsblöcke und den glatten Seetang weg, in dieselbe hinein. Wenn es jetzt Mitternacht wäre, statt der Sonne glänzte der Mond am Himmel und statt meiner Champagner-muthigen Reise-Gesellschaft schwebten Meergeister auf und ab! Eine solche Situation hätte einem deutschen Dichter noch gefehlt, um ihn für die grosse Gesellschaft ungeniessbar zu machen, die ohnehin nicht weiss, ob sie dergleichen Wesen zu vernünftigen, Speise und Trank bedürfenden, zweibeinigen Geschöpfen Gottes rechnen soll. Wir haben nun alle Höhlen und Grotten hinter uns, und sehen blos einen platten Strand, einen hohen Felsen und eine unermessliche Meeresfläche. Die Passagiere, die bisher nur mit dem Bewundern der Aussendinge beschäftigt waren, sehen sich einander jetzt genauer an, und schicken einzelne Phrasen hin und her, die nichts als Höflichkeit sein sollen, eigentlich aber ein Bollwerk für schlechtverfehlte Neugier sind. Wenn ein Mann einen Namen hat, der auf irgend eine Weise in der Literatur bekannt ist, so ist dieser Namen sogleich entweder für ihn ein Creditiv oder ein Entlassungsschreiben, je nachdem die Früchte seines Geistes den Leuten geschmeckt haben, mit denen er sich eben in Gesellschaft befindet. Ich hatte in dieser Beziehung von

Glück zu sagen, denn meine Schiffer-Mährchen und Hamburger Bilder hatten mich den Leuten, mit denen ich mich zufällig zusammenfand, freundlichst empfohlen, und ich musste nun erzählen und erzählte in der That so lange, bis unser Boot mit seinem Vordersteven an den Strand stiess.

Hier wäre nun die Fahrt, und mit ihr das Kapitel zu Ende, aber ich knüpfe noch einige Kleinigkeiten hier an, um die vielen einzelnen Unterschriften zu vermeiden. Wir hatten uns bei unserer Fahrt etwas lange aufgehalten, so dass es der grössten Eile bedurfte, wenn wir noch zu Zeit des Sonnen-Unterganges auf das Oberland gelangen wollten. Muthig wird das Hinaufsteigen indessen vollbracht und wir stehen bald auf der Platteform des Pavillons, „Bellevue" genannt, von welcher man die ganze Insel und das weite Meer überschaut, das sich jetzt eben bereitet, die abwärts rollende Feuerkugel in seinen Schooss aufzunehmen. Ein neben uns sitzender wahrscheinlicher Secundaner, der sehr mit antiker Gelehrsamkeit prunkte, sagte bei dieser Gelegenheit: „Jetzt öffnet Poseidon dem Halios die Stallthüre."

Da man hier zu Lande ohne irgend einen materiellen Genuss nicht fertig werden kann, so wird Kaffee bestellt, und die ganze Bootgesellschaft lagert

lagert sich um den Kaffeetisch, das Auge der Sonne zugewendet, die eben jetzt den Rand des Wellenspiegels berührt. Ich beschreibe diesen Sonnen-Untergang nicht. Warum soll ich Phrasen niederschreiben, die schon tausend Mal vor mir von Berufnen und Unberufnen gebraucht worden sind? Wenn ich ein Register anfertigen müsste, wie oft von deutschen Dichtern der Sonnen-Untergang schon beschrieben worden ist, so würde dies einfache Namen- und Sach-Register einen mässigen Quartband füllen. Und weshalb von dem flüssigen Golde sprechen, das auf dem Rücken der Wellen tanzt, oder von dem glühenden Purpurmantel, worin der Meergott sich hüllt? Wenn bei dem Anblick eines solchen erhabenen Naturschauspiels in Eurem Innern keine Sonne aufgeht, die Euch mit heiliger Begeisterung durchglüht, oder eine Sonne untertaucht, die den Schimmer eines lieblichen Abendrothes in Eure Seele giesst, dann schreiben die Dichter der Welt vergebens, und weder die Poesie des Orients, noch des Occidents ist im Stande, Euch in einen süssen Traum zu wiegen.

Die Sonne ist hinabgesunken, die Wellen trinken nicht mehr ihr flüssiges Gold, und die Abendröthe verschwimmt nach und nach im fernen Westen. Das laute Gespräch, welches die Gesellschaft bis dahin

unterhielt, verstummt allmählig, und es wird stiller um uns, je lauter die Begeisterung sich in uns regt. Da erblicke ich, wie der Wächter des Leuchtthurms die ersten Lampen anzündet, und die Kuppel desselben zu erglühen beginnt.

„Der Salamander in Ligur's Hand ist doch noch nicht gestorben;" sprach ich wehmüthig in mich hinein, und so leise, dass ich nicht glauben konnte, dass man man meine Worte vernommen hätte. Es war aber doch geschehen. Man blickte mich verwundert an, und die Dame, die mir vorhin die kühlende Limonade kredenzte, fragte neugierig:

„Wo ist ein Salamander, und wo ist Ligur's Hand?"

„Wie meine Schöne, Sie kennen den Wasserriesen Ligur nicht, der Helgoland geschaffen hat, indem er eine Prinzessin raubte, und ein blühendes Königreich zerstörte?"

„Nein, in der That, ich weiss nicht ein Wort davon! Haben Sie Mitleid mit meiner Neugier; erzählen Sie!"

„Erzählen Sie! Erzählen Sie!" hiess es von allen Seiten, und ich erzählte die Sage von Ligur's Arm.

XIII.

Ligur's Arm.

Titul. Nr. III.

XIII.

Ligur's Arm.

Nicht immer war Helgoland ein öder Felsen, nicht immer war sein Flächenraum so klein und von allen Seiten scharf vom Meere begränzt. Es dehnte sich weithin aus, ein grünendes, üppig blühendes Land, das von vielen kristallenen Bächen und Flüssen durchschnitten ward, und unter dem erquickenden Schatten seiner anmuthigen Baumgärten Tausende von glücklichen Menschen barg. Damals beherrschte dieses herrliche Reich eine gute und fromme Königin, die von ihren Unterthanen allgemein verehrt und geliebt wurde. Eines Tages, als sie sich, äusserst ermüdet, den Regierungs-Geschäften entzogen hatte, begab sie sich, um sich zu erholen, in's Freie und lustwandelte, Arm in Arm, mit ihrer Tochter, der wunderschönen Prinzessin Walguna, dem Ufer des Meeres zu. Prinzessin Walguna war

ein äusserst glückliches Kind, denn sie wurde von ihrer Mutter und sämmtlichen Bewohnern des Landes auf das Innigste geliebt, war die unbestrittene Erbin dieses schönen Reiches und hatte einen liebenswürdigen Prinzen zum Bräutigam, der ihr in inniger Verehrung zugethan war. Wie nun Mutter und Tochter Arm in Arm am Meeresufer hinwandelten, sahen sie etwas Unförmliches auf den Wellen daher schwimmen, das fast wie ein Vorgebirge aussah. Walguna betrachtete es neugierig, und hätte gern die Ankunft desselben abgewartet, die Mutter aber zog sie ängstlich mit sich fort und rief: „Komm' nur mit mir, es taugt dir nicht, dies Scheusal zu sehen, es ist der furchtbare Ligur."

Und allerdings war es Ligur der Wasserriese, der Beherrscher der Nordsee, der aus der Tiefe emportauchte, um das Reich der Königin mit neidischen Augen zu betrachten, und darüber auf den schaukelnden Wellen eingeschlafen war, die ihm, seinem Befehle gemäss, leise davon trugen. Als Walguna hörte, dass der gefürchtete Riese in ihrer Nähe sei, suchte sie unbemerkt zu entkommen, aber zu spät, denn noch ehe sie sich zur Flucht wenden konnte, wachte der Riese auf, richtete sich empor, und brach in ein lautes Geheul aus, als er so unerwartet die grösste

Schönheit vor sich sah und begierig aber vergebens seine Hand darnach ausstreckte. Walguna fing bei diesem Anblick laut an zu weinen, und floh mit ihrer Mutter in der grössten Verwirrung nach Hause. Hier angelangt, und nach kurzer Erholung einiger Ueberlegung fähig, beschloss die alte Königin, alsobald den Bräutigam ihrer Tochter herbeirufen zu lassen, ihm das Vorgefallene zu erzählen, und ihm die Erlaubniss zu geben, seine Braut schon jetzt zu heirathen, damit er sie desto kräftiger beschützen könne, wenn der Riese Ligur es wagen sollte, etwas gegen sie zu unternehmen. Darüber war der Prinz sehr froh und schwur, indem er die Prinzessin umarmte, diese mit ritterlichem Sinn gegen alle Riesen der Welt zu beschützen. Als sie noch so mit miteinander sprachen, und der Prinz sich bereits anschickte, um sich zu entfernen, und alle Anstalten zu seiner Hochzeit zu treffen, bemerkte man eine grosse Robbe am Eingange, die zum Zeichen eines Grusses dreimal mit dem Kopfe gegen die Schwelle stiess, darauf vollends hereinwatschelte und erst dicht vor der Königin stille stand.

„Was willst du, ungestaltetes, übelriechendes Thier?" fragte diese, und wie konntest du es wagen, meinen Palast ohne besondere Erlaubniss zu betreten?"

Die Robbe wartete so lange, bis die Königin ausgesprochen hatte, dann antwortete sie gelassen, dass sie es nicht gewagt haben würde, der Königin sich ohne höhere Veranlassung zu nahen; allein sie sei eine Abgesandtin, denn sie sende Ligur, der Beherrscher der Nordsee mit einem Auftrage.

Bei Benennung dieses Namens erschrack die Prinzessin und that einen lauten Schrei, die Königin erbleichte sichtlich, denn sie mochte ahnen, was sich jetzt begeben werde, der Prinz aber erbosste sich sehr und meinte, man solle die Robbe hinauswerfen, denn ein ungeschlachter Riese habe gar kein Recht, einer so würdigen Fürstin eine Gesandtin zu schicken.

Die Robbe liess sich indessen keinesweges irre machen, sondern begann in ihrem Berichte fortzufahren, wie König Ligur die schöne Prinzessin Walguna gesehen und sich sterblich in sie verliebt habe, dass er die Königin von dieser seiner Neigung in Kenntniss setze, und sie durch die Gesandtin um die Hand der jungen Dame bitten lasse.

Bei diesen Worten fiel die Prinzessin in Ohnmacht und ihre höchst erschrockenen Gespielinnen hatten genug zu thun, sie wieder in's Leben zurückzurufen; der Prinz aber kannte sich selbst nicht

mehr vor Zorn, und schwur, Alles zu vernichten, was an diesem Frevel Theil genommen hatte, zog sein Schwerdt und wollte der Abgesandtin den Kopf abschlagen.

Als die Königin dies sah, fiel sie ihrem Schwiegersohn in den Arm und sagte mit gravitätischem Ernste: „Ehren Sie das Recht der Abgesandten lieber Sohn, und vergessen Sie niemals, dass die Person derselben unverletzlich ist.“ Dann wendete sie sich zur Robbe, dankte für den ehrenvollen Antrag, den sie empfangen, und bedauerte sehr, dass sie ihn nicht annehmen könne, indem die Hand ihrer Tochter bereits versagt sei und sie den hier anwesenden jungen, etwas hitzigen Prinzen ehelichen werde.

Die Robbe entfernte sich, und murmelte im Weggehen noch einige unverständliche Worte. Der Prinz wollte ihr gleich nach, aber die Königin hielt ihn zurück und liess ihn nicht eher wieder los, als bis sie von einem Diener den sie nachgesendet hatte, erfuhr, dass die Robbe bereits den Strand erreicht und sich in die See gestürzt habe. Jetzt liess sich der Prinz nicht mehr halten; er lief hinaus an den Strand, drohte dem Wasserriesen mit seinem Schwert und erklärte ihn für feige und ehrlos, wenn er sich ihm nicht stellen wolle. Aber kaum hatte er seine etwas bra-

marbasirende Ausforderung erlassen, als drei Wellen sich erhoben, sich auf den Prinzen stürzten und ihn in die Tiefe hinabrissen. Hier ward er zu den Füssen des Wasserriesen geworfen, und als dieser hinlänglich seine Kurzweil mit dem ohnmächtigen Menschenkinde gehabt hatte, befahl er, dass man ihm eine Auster bringen solle. Dies geschah, und nachdem er die Auster geöffnet und ihren Inhalt verschluckt hatte, nahm er den Prinzen zwischen beide Hände, presste ihn bis zur Grösse einer Auster zusammen, legte ihn zwischen die Schaalen und verschloss diese. Nun tauchte er auf, warf die Auster, die dem unglücklichen Prinzen zum Gefängniss diente, auf den Strand, und verkündete dem dort harrenden Volke, das Zeuge von dem Unstern des Prinzen gewesen war, wer in jener Auster verborgen sei. Wehklagend stürzte die Menge landeinwärts und erzählte das Geschehene.

Als Prinzessin Walguna dies vernahm war sie ausser sich vor Schmerz, hörte auf keine Bitten und Vorstellungen, sondern eilte dem Strande zu, und ergriff die Auster, um sie mit sich fortzuführen. Aber dies wollte ihr nicht gelingen, denn der Riese hatte einen Zauber damit vorgenommen und sie war nicht von der Stelle zu bewegen. Jetzt schwur die Prinzessin, dass sie diesen Platz nicht verlassen, sondern

bei ihrem Geliebten verharren werde, der sich für sie ins Verderben gestürzt habe, sie rief ihm unaufhörlich süsse Worte zu, und horchte den angstvollen Tönen, die aus dem Innern der Auster hervordrangen. Die Mutter liess sie ruhig gewähren, denn die Prinzessin trug einen Talisman um den Hals, der sie vor jeder Unbill schützte.

Ligur, der von jenem Talisman nichts wusste, und die günstige Gelegenheit, die Prinzessin in seine Gewalt zu bekommen, nicht ungenützt vorübergehen lassen wollte, berief seine sämmtlichen Unterthanen zusammen, sprach ihnen seine Wünsche aus und ertheilte ihnen seine Befehle. Alsobald stoben sie auseinander und näherten sich dem Strande. Sie nagten und nagten am Ufer, und wenn sie ungestört in ihren Arbeiten fortgefahren wären, würde das Stück Land, worauf die klagende Prinzessin neben der Auster lag, sich einer Insel gleich, vom Festlande losgerissen haben und auf die See hinausgeschwommen sein. Als die Königin dies sah, und in ihrer grossen Noth keinen Rath wusste, besann sie sich, dass sie einen mächtigen Zauberer zum Verwandten habe, der ihr wohlwollte, und im Innern von Hollstein seine Wohnung aufgeschlagen hatte. Zu diesem sandte sie schleunige Botschaft, und kaum hatte derselbe gehört, wovon

die Rede sei, als er sich eiligst aufmachte und an Ort und Stelle anlangte. Kaum hatte er die Lage der Dinge überblickt, als er sich zur Königin wandte und sagte: „Ich kann hier nichts für dich thun, deine Tochter ist dir verloren, denn die Kraft des Talisman's, den sie trägt, hat sich mit dem Zauber, der die Auster an den Strand bannt, so eng verbunden, dass Beide nicht mehr zu trennen sind, aber beschützen will ich sie, so dass sie niemals in die Hände des Wasserriesen fallen kann." Mit diesen Worten ging er nach dem Platze, wo die Prinzessin ruhte, der schon fast ganz von dem Lande losgerissen war, und begann, eine helle, durchsichtige Kuppel zu bauen, welche die Liebenden bedeckte, und die lieblichsten Töne von sich gab, wenn der Wind sie berührte. Oben auf der Spitze derselben, stellte er einen Salamander als Wache, damit er die Gegend erleuchte, wenn die Nacht hereinbrechen würde. Als er dies besorgt hatte dachte er an den Heimweg. In diesem Augenblicke vernahm er von der See her ein lautes Gelächter und als er um sich sah, erkannte er, dass die Geschöpfe des Riesen den Strand bereits durchgebrochen hätten, und er nun nicht mehr hinüber könne. Aber ein ächter Zauberer ist niemals in Verlegenheit, darum winkte er einem mächtigen Adler,

setzte sich auf den Rücken desselben und liess sich in seine Heimath tragen.

Spottend betrachtete Ligur die gläserne Kuppel, die von dem Lichte des Salamanders bestrahlt, magisch erglänzte, und meinte, sie bald zu zerbrechen. Er schleuderte einen Stein gegen dieselbe, bemerkte aber nichts, als dass sie nur um so stärker erklang und den klagenden Gesang Walguna's für einen Augenblick übertönte. Jetzt ergriff er ungeduldig einen grössern Stein, und schleuderte ihn gegen die Kuppel, aber umsonst. Er bewirkte nur, dass die Kuppel immer heller und heller erklang, je grösser die Steine waren, die er gegen dieselbe schleuderte, aber zerbrechen konnte er sie nicht. Da übermannte ihn die Wuth, und mit lautem Geheul stürzte er sich mit der ganzen Wucht seines Leibes über die Kuppel hin, um sie zu zerbrechen, aber auch dies wollte ihm nicht gelingen. Mit der Rechten ergriff er den Salamander und leuchtete näher zu der Stelle hin, wo Walguna still schlummernd lag, da bemerkte er, dass die Gluth, welche der Salamander ausströmte, nachtheilig auf den Kristall der Kuppel wirke, und dieser, wenn auch unmerklich, zu schmelzen beginne. Sein lautes Triumpfgeschrei verrieth seinen Sieg, und den Angstruf der Königin vernehmend, kam der Zauberer sogleich

herbei. Als er aber sah, warum es sich handle, eilte er schleunig von dannen. Unterdessen hatte der Riese sein Ziel beinah erreicht, und die Kuppel drohte einzustürzen, da schwebte der Zauberer durch die Luft daher, zwischen den Händen einen mächtigen Felsen tragend, der so gross war, dass die Sonne sich hinter demselben verbergen konnte, und es völlig Nacht wurde. Nur der Salamander in Ligurs Hand beleuchtete magisch die Scene. Als sich nun der Zauberer dem Riesen gerade über befand, liess er den Stein fallen, und begrub Alles unter der Wucht desselben. Laut brüllte Ligur auf, aber er vermochte die furchtbare Last nicht von sich zu wälzen. Nun bot er noch einmal alle seine Kräfte auf und griff in das Gestein; aber als er mit dem Arm durch dasselbe gedrungen war, erstarrte derselbe und der Salamander entfloh seiner unfreiwilligen Haft.

Der Stein, den der Zauberer aus der Höhe herabstürzte, ist Helgoland, der Leuchthurm auf seinem Gipfel ist Ligur's Arm. Wenn ihr des Abends die Kuppel desselben erglühen seht, kehrt der Salamander zu der gewohnten Stätte zurück und wenn um Mitternacht die Wogen am Felsen aufrauschen, tragen sie Walguna's klagenden Gesang auf die weite See hinaus.

XIV.

Fackelfahrt und Fischfang.

XIX.

Fackelfahrt und Fischfang.

Das Meer ist zu jeder Tageszeit anders, aber immer gleich anziehend. Wer schildert indess genügend den Eindruck, den es hervorbringt, wenn es in eine leichte Dämmerung gehüllt ist, wenn diese mehr und mehr um sich greifend, den Horizont stets verengt, bis endlich völlige Dunkelheit eingetreten ist, und wir kaum eine Bootslänge vor uns hin schauen können? Dann vernehmen wir nur das dumpfe Rauschen der Wellen und ahnend blickt das Auge auf die schwarze, öde Fläche, die nur momentan durch den weissen Schaum einer platzenden Woge erhellt wird. Jetzt ruft uns plötzlich eine, durch lautes Geschrei verkündete, Nachricht von dem Theetisch weg, hinter welchen wir uns schon zurückgezogen haben, und führt uns dem Strande zu. Vor uns auf den Wellen tanzen die Böte und sind an ihren beiden Enden mit hellbrennenden Fackeln geschmückt. Bunt

durcheinander drängt die Menge, denn Jeder will Theil haben an dieser nächtigen Fahrt, die durch den Reiz einer magischen Beleuchtung noch mehr geboben wird.

Bald setzt sich der Zug in Bewegung. Voran ein Boot voll Musikanten, dann die übrigen Böte, eines nach dem andern, wunderbare Wechsel von Schatten und Licht darbietend. Die Gluth der Fackeln spiegelt sich im Meere wieder und wirft lange, hellglänzende Streifen über die Wellen hin, die Töne der Flöte und des Waldhorns erklingen sanft und leise, dann schwellen sie mächtiger an, bis sie endlich sich harmonisch mit einander verschmelzen und dahin sterben. Die Böte mit ihren feurigen Flügeln streben hinaus auf die wallende Fluth und schwinden immer weiter aus dem Gesichtskreis derer, die am Landungsplatze zurückbleiben. Da blitzt es plötzlich am Felsen auf und rings umher leuchtet derselbe in zauberhafter Gluth. Es bietet das Eiland jetzt einen Anblick dar, wie man sich einen ähnlichen vergebens in's Gedächtniss zurückruft, denn man hat ihn bisher noch nicht gehabt. Zwischen alle Felsspalten sind Theertonnen geklemmt, auch in den Höhlen sind dergleichen aufgestellt, und in einem Augenblick entzündet worden. Nun leuchtet bald der ganze Fels, als ob er von einer feurigen Lohe umhüllt wäre, gleich wie an

jenem Schreckenstage, als das Haupt der Victualienbrüder, Claus Störtebeker, den rothen Hahn auf das Dach der schuldlosen Insulaner setzte *); bald ist er in dunkle Nacht gehüllt; dann wieder lecken einzelne Flammen wie feurige Zungen an ihm empor, und Schatten laufen über denselben hin, die sich in den verschiedensten Formen und Gestalten zeigen. Und während dieser Fahrt, die nur zu lebhaft an jene Altnordischen Dichtungen erinnert, die Fouqué so herrlich zu schildern wusste, ertönt, so oft die Musik in dem vordersten Boote schweigt, bald ein lieblicher Gesang, der sich mit dem Klange der Guitarre mischt, bald ein kräftiger Männerchor, der so mächtig über die Wogen hinausschallt, als einst vor tausend Jahren, da der Seekönig mit seinen Barden an diesem Ufer landete. Aber endlich erlischt die Gluth an den Felsen und auch die Fackeln sind herabgebrannt. Die Böte landen und die Menge zerstreut sich, sich gegenseitig eine gute Nacht wünschend. Finsterniss ist rings umher. — Einsam stehe ich am Strande und sehe auf die bewegte Fläche hinaus, der noch vor wenigen Augenblicken so lebendig war. Im Begriff, sentimental zu werden, erblicke ich

---

*) Siehe H. Smidt: Hamburger Bilder. Bd. 1. S. 56.

ein Fahrzeug, das sich anschickt, vom Lande abzustossen. Es ist ein Fischerboot, das auf die See hinausfährt, um die versenkten Netze zu heben. Ich eile an Bord, und lasse mich aufs Neue hinaustragen in die schweigende Nacht. Am Himmel blinken einzelne Sterne und gerade über meinem Scheitel schwebt der Vollmond. Die Fischer beschäftigen sich nur mit ihren Rudern und bekümmern sich um ihren Passagier nicht, dieser aber hat sich lang ausgestreckt, sieht zu dem leuchtenden Sternenhimmel auf, hört die Wellen unter sich rauschen, und horcht auf die Lieder, die aus seinem Innern lebendig hervorquellen.

Eine leichte Gluth schlägt auf dem Verdeck des Fahrzeuges auf, und rechts und links werden eiserne Pfannen mit leuchtendem Kohlenfeuer über Bord gehängt, während zu gleicher Zeit das Heben der Netze vor sich geht. Welch ein Gewimmel auf den Wellen! Die silbernen Schuppen der Fische glänzen im Feuer auf, und erscheinen wie mit Purpur übergossen; sie tauchen aus dem heimischen Elemente auf, und liegen nun auf dem Trocknen, zu Bergen angehäuft, durch und über einander; der Freiheit beraubt, wie kühne Korsaren durch die Wellen zu schneiden, und mit ihren Flossen sich dorthin zu steuern, wohin sie selbst zu gelangen wünschen.

Jetzt ist die Arbeit gethan, und der Bug des Bootes wendet sich heimwärts. Als wir den Strand erreichen, blitzen die ersten Streifen der Morgendämmerung bereits am Horizonte auf. Es ist Zeit, das Lager aufzusuchen und ein Paar Stunden des erquickenden Schlummers zu geniessen, denn die Abreise steht nahe bevor.

XV.

Heimkehr.

Heimkehr.

Ein Kanonenschuss fällt! — Was ist das? — Schlaftrunken fährt man aus dem Bette auf und in die Kleider; die Toilette ist bald gemacht, das Frühstück hastig eingenommen, denn man weiss wohl, dass jener Schuss das Signal zur Abfahrt war. — Aber, warum denn so bald? — Wie gern hätte ich noch auf dieser Felsen-Insel, inmitten des Meeres, verweilt! Adieu, Herr Wirth! Adieu, mein schönes Kind! In zwei bis drei Jahren sehen wir uns, geliebt es Gott, wieder. — Ein zweiter Schuss! — An Bord! An Bord! Die Zeit drängt!

Wir befinden uns nun am Strande. Von allen Enden strömen die Reisenden herbei. Die Böte sind kaum im Stande, diejenigen zu fassen, die zugleich befördert sein möchten.

Ich habe meinen alten Platz auf dem Steuerbord des Quarterdecks wieder eingenommen und lasse da,

Auge über den bewegten Strand und die einsame Düne gleiten. Im Geiste nehme ich Abschied von allen Stellen, die mir liebgeworden sind, und präge mir ihre äussere Form fest ein.

Das letzte Boot hat seitlängs gelegt, und der Anker steigt aus der Tiefe empor, die Räder der Maschinen setzen sich in Bewegung, und dahin fliegen wir. Ein sonnenklarer Himmel lacht auf uns herab, ein sanfter Luftzug aus Nordwest kühlt die Atmosphäre, und ein Heer von Tummlern, die das Schiff umlagert halten, tauchen aus den Wellen auf und versinken wieder in die Tiefe. Ihr Schuppenkleid erglänzt in der Sonne und lässt sie wie den von Diamanten blitzenden Hofstaat des Meergottes erscheinen. — Wir treiben mit dem Strom und gehen deshalb mit einer reissenden Schnelligkeit vorwärts. Vor uns taucht die Insel Neuwerk auf, aber eben so schnell fliegt sie an uns vorüber, und eben so schnell bleibt die Stätte, wo, der Sage nach, der grösste Schatz des Prinzen von der Blumeninsel Terschelling begraben liegt, hinter unserm Spiegel. Wir erreichen das Feuerschiff und einen Lootsen, denn um meinen Lesern auch einiges an nautischen Kenntnissen zukommen zu lassen, bemerke ich, dass jedes Schiff, welches über sechs Fuss tief geht, gezwungen ist, bei der Einfahrt in die Elbe

sich eines Lootsen zu bedienen. Der kundige Führer steuert uns der Bank von Scharhörn zu und nimmt von hier aus seinen Cours nach Cuxhafen. Noch einen Blick rückwärts! Nehmt Abschied von der weithin glänzenden Fläche, denn von nun an haben wir wieder das Land zur Seite.

In einem der ersten Capitel dieses Büchleins habe ich ein heiteres Panorama von den Elbufern gegeben, und auch die Sagen und Geschichtchen erzählt, die sich daran knüpfen; ruft sie in euer Gedächtniss zurück, wenn ihr einmal wieder ferne von hier seid, jetzt könnt ihr den Anblick noch in natura haben. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man stromabwärts segelt, und die Ufer sich immer weiter und weiter ausdehnen, bis man nun plötzlich das offne Meer vor sich liegen sieht. Aber fast noch eigenthümlicher ist der Eindruck, wenn man aus demselben zurückkehrt; und den blühenden Ufern entgegen eilt, die uns immer enger und enger einschliessen. Und wenn wir noch so kurze Zeit vom Festlande entfernt sind, diese grünenden Felder kommen uns so fremd und doch so bekannt vor, und jeder Baum, der, vom Winde bewegt, uns winkt, empfängt einen heitern Gruss.

Unterdesen hat sich der Wind nach Südost umgesetzt

und sendet eine ziemlich starke Breeze. Dem Dampfboot kann ein solcher Wechsel gleichgültig sein, aber für die stromabwärts gehenden Schiffe ist er über die Massen günstig, und augenblicklich ist der Rücken der Elbe mit hunderten von Fahrzeugen bedeckt. Vor allem andern ragen aus der Menge jene drei stolzen Ostindienfahrer hervor, die mit Bram-Leesegel und Ober-Bramsegel herangeschossen kommen und die Fluth vor sich zertheilen. Sie zeigen sich, den kleinen See- und Küstenschiffen gegenüber:

Wie Herrn und reiche Bürger auf der Fluth,
Als wären sie das Schaugepräng der See,
Hinwegsehn über kleines Handelsvolk,
Das sie begrüsset, sich vor ihnen neigt,
Wenn sie vorbeiziehn mit gewebten Schwingen!"

Und wenn das Auge sich genug daran geweidet und diese Könige des Meeres bewundert hat, dann amüsiren auch die kleinen Elbfahrzeuge, die gar kühnmuthig herangeschossen kommen, bis sie das durch die Maschine heftig aufgewühlte Kielwasser des Patrioten erreichen. Dann sind sie plötzlich aus aller Kraft, ihre Segel flattern lose und sie selbst tanzen, bis zum Wasserschöpfen, lustig auf und nieder. Diese Scenerie bietet während der Fahrt ungemein viele Abwechslungen dar.

Tiefer senkt die Sonne sich dem westlichen Horizonte zu und die stolzen Villen am Ufer sagen uns, dass wir uns nun wieder dem Sitze der alt-ehrwürdigen Hammonia nähern. Jetzt taucht auch der Thurm von St. Michael vor uns auf, der Mastenwald des Hafens wird sichtbar, und kleine Böte, die gerne schon vor dem Landungs-Moment Passagiere befördern möchten, schwärmen umher. Die Kraft der Maschine wird gemindert; in der Nähe der Stadt verhält man sich gemässigt; an Altona und der Vorstadt St. Paul ziehen wir in ruhiger Haltung vorüber. Der Jonas ist erreicht, die Communication mit dem Lande wird hergestellt, man sieht sich noch einmal wehmüthig um, winkt hier hin, dorthin, und unter Abschieds-Komplimenten erreichen wir das Ufer.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedruckt bei F. Weidlé in Berlin.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedruckt bei F. Weidlé in Berlin.